

# „Land an der Memel“

**Heimatrundbrief  
für den Kreis  
Tilsit-Ragnit**

Herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V.  
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-  
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden  
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

15. Jahrgang

— Pfingsten 1981 —

Nr. 28



*Kurenkahn in der Memelniederung*



## Gustav Fiergolla

Stellvertretend für die Gendarmeriebeamten unseres Heimatkreises würdigen wir auf dieser Seite Leben und Wirken eines Mannes, der in treuer preußischer Pflichterfüllung 40 Jahre lang dem Staat gedient, sich ein ausgeprägtes Heimatbewußtsein bewahrt und sich stets mit dem Kreis Tilsit-Ragnit in besonderer Weise verbunden gefühlt hat: Gustav Fiergolla, den alten Kreiseingesessenen wahrlich kein Unbekannter; denn er hat in mehreren Orten un-

seres Heimatkreises Dienst getan und sich die Wertschätzung weiterer Bevölkerungskreise erworben. Wie es zu Hause war, daran wollen wir hier erinnern und die Lebensstationen des Gendarmeriemeisters verdeutlichen.

Zugleich damit sollte in diesem Zusammenhang ein kurzer Überblick über die umfangreiche Aufgabenstellung der Gendarmerie gegeben werden. Damals waren diese Beamten bei ihren vielen Dienstgängen durch die einzelnen Ortschaften ihres Dienstbereichs überwiegend noch auf Fußmärsche oder auf das Fahrrad — allenfalls auf ein Motorrad — angewiesen.

Ordnung und Sicherheit, Ruhe und Recht sollten für die Bürger durch den Staat gegeben sein. Polizei und Gendarmerie sollten das gewährleisten. Die Hüter dieser Prinzipien sollten unseren Dank und unsere Anerkennung finden.

In Tilsit war Hauptmann der Gendarmerie Schwieger in den 30er Jahren der Vorgesetzte aller rund 50 Gendarmeriebeamten des Kreises Tilsit-Ragnit, und beim Landrat leiteten in dieser Zeit die Oberleutnante d.G. Dörgelow, Sagorny und Fornoff und dazwischen 4 Jahre lang Gendarmerieinspektor Gogler die Gendarmerieabteilung Tilsit mit den Amtsbereichen Tilsit und Weinoten, die Gendarmerieabteilung Schillen mit den Amtsbereichen Schillen, Königskirch, Hohensalzburg, Breitenstein und Rautenberg und die Gendarmerieabteilung Großenkenau mit den Amtsbereichen Großenkenau, Tusseinen, Trappen, Waldheide, Altenkirch und Ragnit. Die Aufgaben der Gendarmerie waren umfangreich, fast umfassend; Zuständigkeiten waren gegeben bei Gewerbebetrieben allgemein. Beim Baugewerbe, im Bereich des Gesundheitsdienstes und veterinärpolizeilicher Aufgaben, beim Paß- und Erkennungsdienst und allgemein bei Feld und Forst, bei Wasser und Feuer.

Gustav Fiergolla feierte am 14. März 1980 in seinem Eigenheim Bahnhofstr. 268 in 2864 Hambergen seinen 80. Geburtstag. Aus diesem Anlaß veröffentlichten wir in unserem vorjährigen pfingstlichen Rundbrief eine Glückwunschartikel.

Aus der glücklichen Ehe mit Frau Erika, geb. Sellnat aus Warnen waren vier Kinder und vier schulpflichtige Enkelkinder zur Feier in Hambergen, wo auch die Öffentlichkeit und die Presse Anteil nahmen.

Der Jubilar wurde 1900 im Kreis Neidenburg geboren und erhielt noch zum Ende des ersten Weltkrieges 1918 in Allenstein eine militärische Ausbildung. Später bewarb er sich um Einstellung bei der Schutzpolizei in Osterode und wurde 1924 nach einem Lehrgang zum Unterwachtmeister ernannt. Damals forderte Reichsinnenminister Severing 10 ostpr. Polizeibereitschaften zum Einsatz nach Berlin; mit seiner Einheit kam auch Unterwachtmstr. Fiergolla dorthin und erinnert sich, dabei gewesen zu sein bei der Beerdigung des Reichsaußenministers Gustav Stresemann, bei der Landung des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ in Berlin-Döberitz, beim Wassern des 12motorigen Flugzeuges Do X auf dem Müggelsee, bei der Landung des Ozeanfliegers Lindberg auf dem Tempelhoferfeld und beim Einzug des Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg in das Palais „Prinz Albrecht“, seinem Dienstsitz.

1929 wurde Gustav Fiergolla zum Oberwachtmeister befördert. Nach der Machtübernahme durch Hitler meldete er sich zur Übernahme in die Gendarmerie und wurde in den Kreis Tilsit-Ragnit versetzt und dem Landrat Dr. Brix vorgestellt. Gendarmereinspektor Gogler wies ihm den Bezirk Untereisseln zu, und dort wohnte Fiergolla in der Jugendherberge und wurde von Frau Köppen betreut. Weitere Stationen seines dienstlichen Einsatzes im Heimatkreis waren Kauschen, dort wohnhaft im Gutshaus Palfner sowie Hohensalzburg. 1935 zum Hauptwachtmeister befördert, heiratete er 1937; getraut wurden die Jungvermählten vom Superintendenten Dr. Dr. Richard Moderegger / Breitenstein. Das junge Paar zog in eine Dienstwohnung nach Argenbrück und von dort im Herbst 1939 nach Pogegen. Von dort überwachte Fiergolla die Preisgestaltung der Märkte und Geschäfte seines weiten Dienstbezirks, während in Königskirch der Gendarmereimeister Brandtner mit dieser Aufgabe betraut war.

Nach der Vertreibung übte Gustav Fiergolla schon vom Sommer 1945 in Hambergen — ohne Uniform und Waffen — und nur durch eine weiße Armbinde gekennzeichnet, seinen polizeilichen Dienst aus. Als dort eine Polizeistation eingerichtet wurde,

übernahm er sie als Stationsleiter. 40 Jahre lang hat Polizeimeister Gustav Fiergolla Dienst getan, 1960 trat er in den Ruhestand.

Herauszustellen ist die gute Ausbildung, die Polizei und Gendarmerie ihren Beamten zuteil werden ließen. Polizeischule, Lehrgänge, Kurse und Spezialausbildungen gingen mit Prüfungen und Abschlüssen den Beförderungen voraus. So wurden charakterliche Persönlichkeiten gefestigt, die auch auf sich allein gestellt bestehen konnten.

Das Lebensbild dieses Polizeibeamten enthält eine Beziehung und Folgerung zu unseren jetzigen Tagen: Wir sollten den dienstlichen Einsatz der Polizei anerkennen und unterstützen. „Die Polizei, Dein Freund und Helfer!“

Wir wünschen unserem Landsmann Fiergolla noch einen gesunden, beschaulichen Lebensabend im Kreise seiner großen Familie.

Matthias Hofer

Nein, neuer Haß kann nur das Werk gefährden,  
wir lieben unsere Heimat uns zurück.  
Mit Rache und mit wilden Zorngebärden  
beschwören wir nur neues Mißgeschick.

Das wahre Recht keimt auf in tiefen Gründen  
und wächst und reift heran und steht bereit.  
Belastet nicht den Tag mit neuen Sünden,  
den Gott uns senden wird zu seiner Zeit.

Joachim Conrad

## Liebe heimattreuen Landsleute,

nunmehr wird wiederum der traditionelle Heimatrundbrief an alle, die sich mit unserem schönen Kreis Tilsit-Ragnit verbunden fühlen, wieder in 4 500 Exemplaren auf den Weg gebracht; auch die Zahl derer, die nach dem Kriege nun im Ausland wohnen, vermehrt sich zusehends. Die Planung, Gestaltung und Redigierung unseres Rundbriefes verursacht bei allen an der Drucklegung Beteiligten immer wieder Freude, obwohl sie mit viel Arbeit verbunden ist. Doch die Freude an dieser Arbeit überwiegt. Daß diese Arbeit an der Rundbriefgestaltung auch entsprechend honoriert wird, beweisen uns die vielen Spendeneingänge, für die wir uns bei dieser Gelegenheit herzlich bedanken möchten. Ohne Ihre finanzielle Mithilfe wäre es nicht möglich, weder den Rundbrief weiter herauszugeben, noch unsere schwerpunktmäßigen Aufgaben — die wir Ihnen in früheren Rundbriefen wiederholt ausführlich dargestellt haben — zu erfüllen. Diese, von Ihnen geleisteten Spenden, die Sie uns zukommen lassen, legen immer wieder Zeugnis ab von der Bereitschaft zu helfen, damit wir auch weiter — dank Ihrer getreuen

Haltung — unsere heimat- und kulturpolitischen Ziele weiter erfüllen können.

Wer es jedoch bisher versäumt hat „seinen Obolus“ zu entrichten, möge das gerne nachholen, unter Hinweis auf die Möglichkeit der Überweisung auf unser Spendenkonto in den nächstfolgenden Seiten.

Wir möchten auch Dank sagen den freiwilligen Mitarbeitern dieser Ausgabe, die dazu beigetragen haben, diesen Heimatrundbrief mit auszugestalten; denn ohne die Mithilfe unserer Landsleute, die eine gewandte Feder führen, wäre der Rundbrief nur Stückwerk ohne Niveau.

Erstmalig beziehen wir in diesen Pfingstbrief auch unseren Nachbarkreis Elchniederung mit ein, da eine große Anzahl Rundbriefbezieher dort beheimatet war und die Elchniederung über keinen eigenen Heimatbrief verfügt. Wir werden — wie auch hier — Beiträge, soweit sie uns zur Verfügung gestellt werden, künftig veröffentlichen.

Unsere Schwerpunktarbeit ist weiterhin auf die Einrichtung der Heimatstube in Plön ausgerichtet, die als sogenanntes „Dokumentationszentrum TILSIT-RAGNIT“ entsprechend ausgestaltet werden soll; die vorbereiteten Arbeiten hierfür sind seit langem angelaufen. Wir hoffen, daß wir im nächsten Jahr die uns versprochenen Räumlichkeiten in der früheren „Alten Apotheke“ in Plön zugewiesen erhalten. Die noch letztlich zu führenden Verhandlungen mit unserem Patenkreis werden in Kürze zum Abschluß kommen.

Letztlich dürfen wir Sie noch mit den diesjährigen heimatlichen Veranstaltungen — Kreis- und Patenschaftstreffen — bekannt machen. Die einzelnen Daten dieser Begegnungen entnehmen Sie bitte dem Terminkalender auf den nachfolgenden Seiten.

Den dringenden Aufruf des Chefredakteurs des Ostpreußenblattes, Herrn Hugo **Wellems**, empfehlen wir noch Ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Bestellscheine für den Bezug der Wochen-

### **Warnung und Bitte**

**Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.**

zeitung „Das Ostpreußenblatt“ können jederzeit bei unserer Geschäftsstelle (Schillerstr. 8 I, r., 2120 Lüneburg) angefordert werden.

Und nun, liebe Landsleute, lassen Sie uns wieder einen Streifzug durch unseren Heimatkreis und einen Abstecher in die Elchniederung machen. Wir wünschen Ihnen gute Unterhaltung. Gleichzeitig die besten Grüße zum Pfingstfest, verbunden mit allen guten Wünschen für Ihr aller Wohlergehen!

Ihre  
KREISGEMEINSCHAFT TILSIT-RAGNIT

M. Hofer  
Kreisvertreter

F. Bender  
Stellvertreter

G. Jürgens  
Geschäftsführer

# Das Gebot der Liebe

*heißt im letzten Grunde:  
Es gibt für dich keine Fremden,  
sondern nur Menschen, deren Wohl  
und Wehe dir angelegen sein muß.*

Albert Schweitzer

## Ländliche Pfingsten

Obwohl die Weihnachts- und Osterbotschaft der Christlichen Lehre im allgemeinen leichter zu begreifen ist, als die Kunde von der Ausgießung des Heiligen Geistes, war in den Dörfern unserer Gegend gerade Pfingsten doch immer ein Fest, das besonders ereignisreich verlief.

In den alten Bauernhäusern lugte an diesem Tag frisches Birkengrün unter jedem Deckenbalken hervor. Was nicht nur hübsch aussah, sondern die Stuben auch mit unvergleichlich frischem, würzigem Duft füllte.

Auch an den Haus- und Stalltüren prangten riesige Birkenzweige zu diesem Fest.

Der biblischen Aufforderung „Schmücket das Fest mit Maien“ wurde hier in jenen Tagen voll Genüge getan.

Und auf dem Hof stand am Morgen des ersten Feiertages meistens auch schon ein Kutschwagen für die Fahrt in die Kirche

bereit, während alt und jung noch vereint um den feiertäglichen Frühstückstisch saßen, auf dem der dickbestreuselte Fladen nicht fehlen durfte. Erst nach ausgiebigem Mahl schlüpfen wir in die neuen Pfingstkleider; denn kein Fleckchen sollte die Freude daran trüben.

Dann hieß es, auf den Wagen steigen. Die Braunen zogen an, die Fahrt begann.

In leichtem Trab ging es die birkenumstandene Chaussee entlang.

Heller Sonnenschein lag über dem Land. Und keine Blechkarosserie und keine Glasscheibe trennt uns auf einer solchen Fahrt von dem Sein und Werden in der Natur.

Hier und da klapperten laut die Störche. Hühner gackerten, Enten schnatterten, Hunde bellten. Und die Rinder drängten sich neugierig an den Zäunen der Weidegärten.

Fohlen trolten auf grünen Koppeln. Und immer wieder tauchten neue Gefährte auf, die, wie das unsere, auf Pfingsttour waren. Wir waren in froher, festlicher Stimmung, als wir vor der Kirche hielten.

Als sich die gewaltige Flügeltür des Portals dann hinter uns schloß, kam es uns vor, als seien wir nun in einer anderen Welt. Unvergleichlich war die plötzliche Stille in dem hohen Raum mit dem gedämpften Licht. Eine Weile stillen Verharrens verhalf uns zu innerer Sammlung. Dann begann die Orgel zu spielen. Die Gemeinde fiel ein in die Melodie. Wie ein elementares Brausen durchdrang der Choral das gewaltige Kirchenschiff: „O Heil’ger Geist, kehre bei uns ein . . .“ Ja — das war Pfingsten!

Doch ein kaum weniger echtes Pfingstgefühl empfanden wir, wenn auch in ganz anderer Weise, als das Ausgangslied verklungen war und wir wieder hinaustraten in die helle, sonnige, blühende Welt.

Auf dem Kirchplatz wurde dann noch mit diesem und jenem geplaudert. Freunde und Bekannte, die sich lange nicht gesehen hatten, begegneten einander häufig an so einem Tag vor dem Gotteshaus. Und man hatte es nicht eilig. Das Mittagessen mit dem ersten frischen Salat war vorbereitet, und die Besucher, die aus der Stadt erwartet wurden, kamen in der Regel erst am zweiten Feiertag heraus.

Die Dampfer brachten sie zu Pfingsten meist in Scharen. Und sie selber brachten manche Neuigkeit mit. Die Städter waren zu den Feiertagen immer eine willkommene Abwechslung. Besonders zu Pfingsten gehörten sie dazu.

Hannelore Patzelt-Hennig

## Brauchen wir „Das Ostpreußenblatt“?

Es mag manchen der Landsleute, die Empfänger dieses Heimatbriefes sind, verwundern, daß der Chefredakteur des Ostpreußenblattes sozusagen bei der „Konkurrenz“ schreibt. Doch solcher Irrtum ist leicht aufzuklären: Heimatbriefe und Ostpreußenblatt sind keine Konkurrenten. Beide haben ganz unterschiedliche Aufgaben, und sie haben die Möglichkeit und eigentlich auch die Pflicht, sich gegenseitig zu ergänzen.

Das Ostpreußenblatt berichtet Woche für Woche über die Arbeit in allen Kreisen und örtlichen Gruppen, und ich finde, die Empfänger der Heimatbriefe sollten auch interessierte Leser des Ostpreußenblattes sein — oder doch bald werden. Warum? Nun, die Heimatbriefe haben eine auf den Heimatkreis zugeschnittene Thematik. Sie spiegeln den Heimatkreis, seine Geschichte und das Ergehen seiner Bewohner wider; doch damit sollte es für den heimatbewußten Ostpreußen keineswegs sein Bewenden haben. Jedem unserer Landsleute sollte es darum gehen, daß eine Stimme Ostpreußens erhalten bleibt, die innerhalb der Landsmannschaft die Landsleute aller Kreise miteinander verbindet und sich darüber hinaus — und das ist heute besonders wichtig — als Sprachrohr der Ostpreußen an alle wendet, die sich für Recht und Selbstbestimmung — auch für die Ostpreußen — einsetzen.

Gerade deshalb, weil Recht und Selbstbestimmung, soweit sie für die Deutschen oder gar für die Ostpreußen gefordert werden, im deutschen Blätterwald nur spärlich oder mehr als behutsam vertreten werden, ist es notwendig, daß uns ein Organ zur Verfügung steht, um immer wieder die klare politische Aussage der Landsmannschaft Ostpreußen zum Ausdruck zu bringen. Die Forderung nach Recht und Selbstbestimmung als „Revanchismus“ zu bezeichnen, kann nur noch als billiger Trick bezeichnet werden, mit dem unser berechtigtes Anliegen unter den Tisch gekehrt werden soll — ein Trick, der längst entlarvt ist!

Eben deshalb, weil die Landsmannschaft nicht zu Gesang- oder Trachtenvereinen schrumpfen darf, sondern weil die Ostpreußen ihrem Charakter nach willensstark auch über Jahrzehnte hinweg auf dem Recht auf Heimat beharren und es sich nicht nehmen lassen, dieses Recht auch zu vertreten, deshalb brauchen wir unser Ostpreußenblatt.

Der Inhalt unserer Zeitung ist so abgestimmt, daß wir aus verantwortungsbewußter Sicht zu allen Problemen der Zeit Stellung nehmen, daß wir die Geschichte Ostpreußens, die schöpferischen Leistungen seiner Menschen auf allen Gebieten immer wieder herzustellen, so daß wir unseren treuen Lesern eine anerkannt gute Zeitung vorlegen können. Eine Zeitung, die — und

das ist mein Wunsch — von der Erlebnisgeneration an ihre Kinder und alle Deutschen weitergereicht wird, die für Ostpreußen wachsendes Interesse bekunden. Unser gemeinsames Ziel sollte es sein, stärker als bisher für die noch weitere Verbreitung unserer Heimatzeitung einzutreten.

H. Wellems

Liebe Landsleute!

Ihren nachträglichen „Obolus“ in Form einer Spende können Sie nach wie vor auf unser Spendensonderkonto Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 240 501 10) oder deren Postscheckkonto Hamburg Nr. 1735—203 überweisen.

Ein in Ihr Ermessen gestelltes Spendenopfer trägt auch künftig dazu bei, unseren Heimatrundbrief „LAND AN DER MEMEL“ weiter herauszugeben.

Vielen Dank!

Der Kreisausschuß

Wer grade seine Furche pflügt,  
Den Freund und Kumpel nicht betrügt,  
Wer keinem Lump die Stiefel putzt  
Und nicht das eigne Nest beschmutzt,  
Wer, gleich wie auch der Würfel fällt,  
Dem Vaterland die Treue hält,  
Tut auch in diesem Jahre  
das Wahre

## Woher stammen die Kuren?

Die Seeküsten Ostpreußens waren ursprünglich von Baltischen Volksstämmen (Pruzen, Litauer, Letten) bewohnt. Von den Römern wurden sie „Aisten“ genannt. Auf dem großen Zuge der Indogermanischen Völker um das Jahr 2 000 v. d. Ztw. waren die Balten aus ihrer westsibirischen Steppenheimat zwischen Balchaschsee und Wolga an die Küsten der Kurischen Haffe und der Ostsee gekommen. Aus den ständig umherschweifenden Steppenbewohnern der großen, asiatischen Ebenen wurden im Laufe der Zeit friedliche Ackerbauer. Ihre Liebe zu dem angestammten Vieh und vor allem auch zu ihren Lieblingshaustieren, den Pferden, behielten sie bei. Eine wesentliche Bereicherung ihres Küchenspeisezettels kam dadurch zustande, daß sie sich den großen Fischreichtum der ostpreußischen Gewässer, von den Häfen angefangen bis hin zu den vielen Seen und Küstenflüssen, zunutze machten. Mit den Nachbarn trieben sie regen Tauschhandel, der sich archäologisch heute noch an Hand zahlreicher Grabbeilagen nachweisen läßt. Als sehr gesuchte Exportware diente der Rohbernstein, der bei schweren Stürmen oft in großen Mengen an den Strand geworfen wurde.

Bezeugt ist eine Bernsteinreise einer baltischen Handelskarawane, die im Jahre 525 bis nach Ravenna, an den Hof des Germanenfürsten Theodorich d. Gr., gelangte und dort mit großen Ehren aufgenommen wurde. Den Dankbrief Theodorichs für die Bernsteinreise fand man vor einigen Jahrzehnten in einem römischen Archiv wohlbehalten auf, so daß die damaligen Handelsbeziehungen zwischen Oberitalien und dem Bernsteinland als bezeugt und bewiesen gelten können.

Während die Beziehungen zu den Landnachbarn anfangs als ungestört und friedlich galten, war es zur See anders. Gleich um die Zeitwende herum kamen vom Meer Feinde, die sich stärker fühlten. Sie setzten in den Mündungsorten der Flüsse Niederlassungen aus, durch die sie das Wirtschaftsleben kontrollieren konnten (Windau, Libau, Memel). Bald war das ganze Küstengebiet zwischen Libau und Memel von den Eindringlingen überflutet. Die finnischen Coren oder Kuren, so hießen die Eroberer, waren zur See fahrende tapfere Gesellen, deren ursprüngliche Heimat wohl nicht fern von den Karelien am Onegasee lag, mit deren finnisch-ugrischer Sprache die ihre eine auffallende Ähnlichkeit hat. Ein Chronist bezeichnete sie nicht zu Unrecht als „Wikinger des Baltikums“. Herm. Schreiber erwähnt in seinem in Düsseldorf 1961 erschienenen Werk „Land des Ostens“ (Econ-Verlag), daß die seeräuberischen Coren mit ihren sehr seetüchtigen Fahrzeugen weite Kriegsfahrten entlang der Küsten der Ostsee, bis nach Dänemark und Schweden unternahmen. Der Ge-

genschlag ließ nicht lange auf sich warten: Der Chronist Heinrich von Lettland schreibt darüber: „Um das Jahr 1 000 war Bischof Theod. von Estland zusammen mit einem Herzog von Schweden und deutschen und gotländischen Schiffen in den Krieg gegen die räuberischen Kuren gezogen.“ Damit scheint die Macht der Kuren endgültig gebrochen worden zu sein, noch bevor der Deutsche Ritterorden auf den Plan trat.

Eine feste Volkstumsgrenze zwischen den eingewanderten Kuren und den baltischen Völkern gab es nicht. Über den Daumen gepeilt galt der Grundsatz: Je weiter landeinwärts, um so stärker der prozentuelle Anteil der Balten; je näher dem Meer, um so größer die Masse der Kuren!

Infolge des Jahrhunderte langen, friedlichen Zusammenlebens beider Bevölkerungsteile nahmen die Kuren allmählich die Sprache der Balten (Letten) an. Auch die Reformation (einschließlich der Sprache der Bibel, des Katechismus, der Gesangbücher, der Kirchenschule usw.) übernahmen die Kuren von den Letten. Als lettisierte „Balten“ verbreiteten sie sich von Kurland aus in südlicher Richtung entlang dem Kurischen Haff und der Nehring bis zum Samland hin. Mit dem Verlust der Ursprache und der ursprünglichen Sitten und Gebräuche trat auch eine Wandlung ein in bezug auf ihre Gewohnheiten. Der Seeräuberei hatten sie abgeschworen für immer, blieben aber dem Fischerhandwerk für ihr Leben treu und anhänglich. Im 20. Jahrhundert war die Vermischung der einzelnen Volksteile, in den Kurendörfern von Sarkau, im Süden, angefangen, bis hinauf nach Mellneragen und Nimmersatt, soweit vorgeschritten, daß ein ethnographischer Unterschied zwischen Kuren und Nichtkuren sich kaum noch feststellen ließ.

Wenn die Kuren dennoch sich ihrer Abstammung traditionsgemäß sehr bewußt blieben, so kam in diesem Festhalten ein blutmäßiges Vererben des Bewußtseins von der großen Vergangenheit ihres Volkes zum Ausdruck und von einer Zeitperiode, in welcher die Kuren als „Sieger“ ins Land gekommen und lange Zeit die herrschende Klasse der Bevölkerung gestellt hatten.

Max Szameitat †

## Im Krönungsjahr 1701 gebaut

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Schillen, Kreis Tilsit-Ragnit, hat eine verhältnismäßig lange Geschichte. Ursprünglich hieß der Ort Szillen, es wird aber nach meiner Erinnerung in Urkunden vom Ende des 18. Jahrhunderts der Ort bereits Schillen geschrieben. Die Anfänge der Gemeinde reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück. Die Altarschranken trugen die Zahl 1675 oder 1677. Der Bau der Kirche, wie wir ihn alle noch kennen, wurde 1701 errichtet.

Es war eine sogenannte *Krönungskirche*, die König Friedrich I. in Preußen gestiftet hat. Über die Feierlichkeiten bei der Einweihung lagen genaue Angaben vor. Es handelt sich dem Stil nach um eine ausgesprochene Kirche im preußischen Barock. Der Altar war sehr reich verziert und mit den Gestalten der Aposteln versehen. Kunsthistoriker meinten, daß es sich hier um Schnitzereien von Bauern gehandelt hat. Der Kruzifixus war ein wunderbares Stück aus der Barockzeit. Die Kanzel stand in einer Nische über dem Altar. Ich habe allerdings auf dem Kirchenboden eine Mosesfigur gefunden, die auf dem Kopf ein Kissen hatte, das mit Stabeisen versehen war, woraus hervorgeht, daß die Kanzel ursprünglich an der Nordseite neben dem Pfarrgestühl gestanden hat. Der Kruzifixus hätte auch genau in die Nische hineingepaßt.

Zu beiden Seiten des Altars waren zwei Räume, einer die Sakristei, der andere die Taufkapelle, die zu meiner Zeit besonders schön gestaltet war. Außerdem stand neben der Taufkapelle ein reichgestalteter offener Stuhl, dessen Deckel von Säulen getragen war. Unter dem Deckel befand sich eine Taube aus Holz. In meiner Erinnerung war auf dem unteren Teil Johannes der Täufer abgebildet. Man kann wohl annehmen, daß es sich um einen evangelischen Beichtstuhl gehandelt hat, da ja die Absolution (Lossprechung) bei der Beichte jedem einzeln unter Handauflegung zugesprochen wurde. Mir ist bekannt, daß bei anderen Kirchen in Ostpreußen der Pfarrer in solch einem Stuhl gesessen hat. Die Gemeinde war seit dem 18. Jahrhundert daran gewöhnt, und das hat sich bis zur Vertreibung gehalten, die Beichte am Sonnabendvormittag zu halten. Das heilige Abendmahl wurde einzeln während der Hauptgottesdienste gehalten. Bemerkenswert ist auch, daß sich in *Karfreitagsliturgie* ein Sondergut fand, nämlich daß die ganze Liturgie aus der Passionslesung, die durch Liederverse unterbrochen war, bestand. Bei dem Lied „Wenn ich einmal soll scheiden“ kniete die ganze Gemeinde nieder. Bei den Danksagungen für Verstorbene und junge Mütter sowie bei den Aufgeboten war es Sitte, daß die Familie bei dem Gebet (Lied) aufstand.

Die Gemeinde setzte sich aus vorwiegend *Salzburger Einwanderern* zusammen, wozu auch eine beträchtliche Anzahl von litauisch sprechenden Gliedern der Gemeinde kam. Erst im „Dritten Reich“ wurde der litauische Gottesdienst abgeschafft. Besonders feierlich war immer die Konfirmation, bei der die Konfirmandinnen in weißen Kleidern erschienen.

Unvergeßlich ist mir der *letzte Gottesdienst*, den ich am 4. November 1944 hielt. An diesem Tage waren die Trecks bereits unterwegs und zogen an der Kirche vorbei. Ich ließ die Glocken läuten und holte mir von der Straße ein paar Soldaten in die Kirche,

von denen einer die Orgel spielen konnte. Ich habe dann einen richtigen Reformationsgottesdienst gehalten, und es war von sehr eindrücklicher Bedeutsamkeit, als wir das Lied sangen „Eine feste Burg ist unser Gott“. Besonders den Vers „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben“.

Die Gemeinde war kirchlich sehr eindeutig geprägt. Wir hatten in der Zeit von 1939—1944 kaum Kirchaustritte. Die Kirche war außen weiß angestrichen und stand auf einem Hügel, so daß in der sehr weit verzweigten Umgebung der Gemeinde dieser Turm einen hervorragenden Platz hatte und von allen Dörfern aus zu sehen war. Es sollte uns allen ein Mahnmal sein, daran zu denken, daß die Quellen unserer Kraft bei dem Dreieinigem Gott zu finden sind und sonst nirgends.

Dr. Bruno Jordahn  
Pfarrer in Schillen, jetzt i. R.

Unsere heimatpolitische Aussage:

## Flucht und Vertreibung

Seit Jahren schien dieses Thema in der deutschen Politik und in der öffentlichen Meinung fast tabu. Nur gelegentlich durch Berichte über aus Ostdeutschland eintreffende Aussiedler, spärliche Meldungen im Fernsehen und in den Zeitungen über die großen Treffen der Heimatvertriebenen und nur hin und wieder durch eine Meldung über die Äußerung eines Vertriebenenpolitikers wird der Durchschnittsbürger in unserem Land seit Jahren an das Schicksal Ostdeutschlands und seiner Bevölkerung erinnert.

Wohlstandsdenken, falsch verstandener politischer Opportunismus, und um sich greifende Geschichtslosigkeit haben geschehenes Unrecht, geschehene Gewalt, haben das Schicksal über 10 Millionen deutscher Heimatvertriebener und Hunderttausender gegen ihren Willen in ihrer fremdgewordenen Heimat zurückgehaltener deutscher Landsleute im öffentlichen Bewußtsein anscheinend weitgehendst vergessen lassen.

Um so mehr ist es dem Bayerischen Rundfunk zu danken, daß er den Versuch unternommen hat, in einer Fernsehdokumentation die Thematik „Flucht und Vertreibung“ darzustellen. Wie nicht anders zu erwarten war, wurde gegen diese Dokumentationsreihe schon vor ihrer Ausstrahlung von Polen, der Sowjetunion und der Tschechoslowakei protestiert und polemisiert. Sie wurde als „Hetzkampagne“ gegen die deutsch-polnischen Beziehungen bezeichnet, mit der nur das Ausmaß der NS-Verbrechen

verwischt werden solle. Wer aber diese Sendung gesehen hat — und das haben viele Millionen getan — wird vergebens eine Verwischung der NS-Verbrechen oder eine Hetze gegen Polen bemerkt haben. Mit größter Objektivität, wie sie bei der Art der dort dargestellten Verbrechen der Vertreibung nur möglich ist, wurde das, was in jenen Schreckensjahren geschehen ist, durch Bilder und Interviews dokumentiert. Es lag in der Natur des gestellten Themas — wie hätte es auch anders sein können —, daß dieser Bericht eine Anklage gegen die wurde, die dieses Geschehen zu verantworten hatten. Das hat aber nichts mit Hetze oder Revanchismus zu tun, sondern war schlicht die Darstellung der Wahrheit.

Wenn die kommunistischen Gewaltregime die Darstellung dieser schrecklichen Wahrheit als „Hetzkampagne“ empfinden, so ist das nur ein Symptom ihres schlechten Gewissens. Wenn sie dagegen protestieren, ist das nur der Versuch, die Welt vergessen zu lassen, wie schwer sie sich gegen Recht, Moral und Humanität vergangen haben, um die Fakten zu schaffen, aufgrund derer sie sich jetzt als rechtmäßige Besitzer Ostdeutschlands ausgeben. Das hier zu Lande so ausgeprägte und oft übertriebene Bestreben, die Vergangenheit des Nazi-Regimes „zu bewältigen“, ist ihnen, bezogen auf ihre eigene Vergangenheit, fremd. Sie wollen unserem Volk einreden — und sie sind dabei nicht ganz erfolglos geblieben —, wir hätten nur auf die im deutschen Namen begangenen Verbrechen zu schauen, als deren Folge ihre eigenen Untaten anzusehen, die damit gerechtfertigt seien. Die kommunistischen Regime sind nicht fähig, sich kritisch mit der Wahrheit ihrer eigenen Geschichte und ihrer eigenen Schuld auseinanderzusetzen. Sie fürchten — und das mit Recht —, daß dann ihre schönen Redensarten von Friedensliebe und Menschenrechten ad absurdum geführt werden, und die von ihnen unterdrückten Völker — nicht nur die Deutschen in ihrem Machtbereich — noch energischer die Beseitigung des ihnen angetanen und noch immer aufrechterhaltenen Unrechts fordern könnten.

Wir, die wir für Frieden, Freiheit und Menschenrechte in aller Welt — nicht nur für uns, aber *auch* für uns — eintreten, dürfen uns nicht dadurch als Handlanger der Kommunisten und des Unrechts benutzen lassen, daß wir deren Verbrechen totschweigen. Nur in Kenntnis und auf der Grundlage der geschichtlichen Wahrheit, des unteilbaren Rechts für alle Völker und die Menschenwürde eines jeden einzelnen können wir gemeinsam mit unseren östlichen Nachbarvölkern einen Weg in die gemeinsame Zukunft finden. „Die Wahrheit kann niemals revanchistisch sein“, mit diesen Worten hat sich der russische, jetzt aus seiner Heimat ausgebürgerte Schriftsteller Lew Kopelew für die Dar-

stellung der geschichtlichen Wahrheit ausgesprochen, der Mann, der Augenzeuge jener in Ostpreußen 1945 von der sowjetischen Armee begangenen Verbrechen war, der er damals selbst als Major angehörte.

Was wir, die an Flucht und Vertreibung unmittelbar Betroffenen an dieser Sendung zu kritisieren haben, ist, daß die in den Interviews geschilderten Erlebnisse nicht die Schrecknisse und Qualen wiedergegeben haben, die viele der Flüchtenden und Vertriebenen erlitten haben. Die Wahrheit war, wie wir wissen, in Tausenden Fällen viel grausamer und erschütternder als es die in dieser Dokumentation Befragten erlebt und berichtet haben.

Mit Recht wurde in der Diskussion, die zwei Tage nach der Sendung der Dokumentation stattgefunden hat, die Forderung an die derzeitige Bundesregierung wiederholt, endlich die im Jahre 1969 von der damaligen Bundesregierung in Auftrag gegebene und seit 1974 fertiggestellte „Dokumentation der Vertriebsverbrechen“ für die Öffentlichkeit freizugeben. Vergeblich haben insbesondere die Vertriebenen diese Forderung seit Jahren erhoben. Um der sogenannten „Entspannung“ willen weigert sich die Bundesregierung jedoch, das zu tun. Bewußt wird der Öffentlichkeit damit die Wahrheit vorenthalten. Auf welchen Fundamenten soll denn diese angeblich der Entspannung dienende Politik beruhen, wenn sie schon gefährdet erscheint, wenn nur die Wahrheit ausgesprochen wird! Eine auf Lügen und Verschweigen von Unrecht aufgebaute Politik muß den Keim zum Mißerfolg in sich bergen.

Mit verständnislosem Befremden mußten wir die These eines der Diskussionsteilnehmer vernehmen, des uns als Mitautor der unzulänglichen deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen bekannten Professor Jacobsen, wonach die Vertriebenen das Recht auf Heimat in der Bundesrepublik Deutschland hätten, während dieses Recht in Ostdeutschland den dort geborenen Polen zustünde. So einfach ist das: Weil ich aus meiner Heimat vertrieben worden bin, habe ich das Recht auf diese Heimat verloren. Ein Recht auf diese Heimat haben nur noch die, die von den Vertriebern dort geboren werden. Und das aus dem Munde eines deutschen „Wissenschaftlers“!

Zutreffend hat demgegenüber der österreichische Völkerrechtler Professor Veiter darauf hingewiesen, daß es einen völkerrechtlichen Anspruch auf Verbleiben in der Heimat gibt. Kein verantwortlicher Vertriebener denkt daran, die heute in Ostdeutschland wohnenden Polen zu vertreiben. Unser Anspruch auf unsere Heimat wird dadurch indes nicht berührt und kann uns nicht durch Gewalt genommen werden.

Wir hegen die Hoffnung, daß diese Fernsehsendung dazu beigetragen hat, daß in der deutschen Öffentlichkeit, insbesondere in

unserer Jugend, das schreckliche Geschehen der Flucht und Vertreibung wieder bewußt geworden und bei ihr das Verständnis für das Schicksal und die Nöte ihrer vertriebenen Landsleute gewachsen ist.

Es sollte endlich Schluß damit sein, von kommunistischer Seite propagierte Geschichtsverfälschungen in unseren Massenmedien kritiklos zu übernehmen, wie es nur wenige Tage nach der besprochenen Dokumentarsendung leider wieder im III. Programm des NDR mit dem polnischen Film „Polonia rediviva“ geschehen ist. Unter teilweisem Verschweigen oder Entstellen der historischen Wahrheit wurden hier in einer Weise die kommunistische Idee und polnischer Nationalismus propagiert, daß man sich fragen mußte, wie ein solcher Film auf den Bildschirm des öffentlich-rechtlichen Deutschen Fernsehens kommen konnte. Wenn man schon einen solchen Propagandafilm ausstrahlt, so hätte diesem von sachkundiger Seite die geschichtliche Wahrheit kritisch gegenübergestellt werden müssen. Indem die dafür Verantwortlichen das nicht taten, haben sie sich — gewollt oder ungewollt — zu den bereits erwähnten Handlangern der Kommunisten und polnischen Nationalisten gemacht, die ein friedliches Miteinanderleben der Völker verhindern.

Wir wollen nicht Verbrechen gegen Verbrechen aufrechnen, das ist nicht möglich. Jedes Verbrechen ist für sich verdammenswert. Wir wollen keine Rache und keine Vergeltung, dieses haben die Heimatvertriebenen bereits in ihrer Charta im Jahre 1950 feierlich erklärt. Wir wollen aber, daß das uns angetane Unrecht nicht verschwiegen wird, wie wir das im deutschen Namen begangene Unrecht nicht verschweigen wollen. Nur so können wir der Gewalt wehren und versuchen, unseren Beitrag für eine bessere, auf Recht und Frieden gegründete Zukunft zu leisten.

G. Prengel

Mitglied des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen

### **Wo der Strom stiller wird . . .**

Kennt ihr das weite grüne Wiesenland, das die Deltaarme der Memel mit vielen breiten und schmalen Wasseradern wie ein Netz umspannen? Kennt ihr die Schönheit jenes stillen weltentlegenen Erdenflecks, wo diese alten Geschichten einst jung

waren? — Fahrt nur hinab den breiten Atmathstrom und dann weiter durch den geradegezogenen Taggraben in die Minge hinein, mitten durch das Fischerdorf Minge hindurch, dessen einzige Straße der Fluß ist. Dieses kleine Dorf, das sich mit all dem notwendigen Kleinkram des schlichten Hofbesitzers dicht an beide Uferseiten drängt, ist für uns fremde Welt. Man schaut hinein wie in ein Wunder. Aber man weiß es, hinter diesem Wunder steht ein anspruchsloses, an die Arbeit gebundenes Leben. Eine traumhafte halbdunkle Alltagspoesie ruht über dem Dorfbild, aber diese Poesie empfindet nur die Fremde. — Wir lassen das stille Fischerdorf hinter uns und fahren hinein ins flache Land, weiter, immer weiter. Da dehnen sich zu beiden Uferseiten Felder und grüne Weideflächen scheinbar bis in die Unendlichkeit. Wie ein silberblau flimmerndes Band zieht sich der schmale Mingefluß durchs Gelände. Hier ist die Einsamkeit zu Hause, und Kiebitze und kreisende Schwalben tragen mit langgezogenem, jachem Schrei diese Stimmung von Ufer zu Ufer. Das ewigweite sonnenüberflutete grüne Land hat eine eigene Sprache. Es redet von Unbegrenztheit und Freiheit, und eine leise Ahnung streift unser Herz, daß das unendlich große Begriffe sein müssen, größer als wir sie zu denken gewohnt sind. Ja — sonnenüberflutet müßt ihr dieses Land sehen, denn an verhangenen Regentagen wird hier trostlose Eintönigkeit herrschen, und die Einsamkeit wird dastehen wie ein graues Gespenst. Ihr müßt dort hinausfahren an einem leuchtend schönen Sommertag, dann werdet ihr das alles sehen, wie ich es sah.

Charlotte Keyser

## Aus unseren Patenschaftsorten:

### **Patenschaftstreffen des Kirchspiels Großlenkenau/Ostprenußen vom 20. bis 21. Juni 1981**

Die Gemeinde Heikendorf lädt alle ihre Patenkinder zum traditionellen Patenschaftstreffen am 20. und 21.6.1981 sehr herzlich ein.

Empfang im Ratssaal des neuen Rathauses, Sonnabend, den 20. Juni 1981, um 19.00 Uhr.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

gez. Sätje  
Bürgermeister

gez. Köppen  
Gemeindebeauftragter

## Lütjenburg ist Erholungsort

Freizeiteinrichtungen bestanden vor kritischen Augen

Lütjenburg ist jetzt staatlich anerkannter Erholungsort. Der Leiter der Gesundheitsabteilung im schleswig-holsteinischen Sozialministerium, Ministerialdirigent Dr. Klaus Zur, überreichte in Kiel dem Lütjenburger Bürgermeister Ralf Schmieden die entsprechende Urkunde.

Unter der Federführung des Sozialministeriums war in Abstimmungsgesprächen und durch eine Ortsbesichtigung mit Vertretern der Fremdenverkehrsgemeinden, des Fremdenverkehrsverbandes Schleswig-Holstein, des Innenministeriums und des Wirtschaftsministeriums geprüft worden, ob die Voraussetzungen für die Anerkennung als Erholungsort nach der Landesverordnung über die Anerkennung als Kur- oder Erholungsort vom 21. Mai 1970 erfüllt waren. Die Prüfung führte zu der jetzt erfolgten Anerkennung.

Die Stadt Lütjenburg ist damit der 46. Erholungsort in Schleswig-Holstein, der staatlich anerkannt ist. Insgesamt sind heute in Schleswig-Holstein 94 Städte und Gemeinden bzw. Gemeindeteile anerkannte Kur- oder Erholungsorte. Diese Zahl gliedert sich auf in 18 Seeheilbäder, 17 Seebäder, acht Luftkurorte, zwei Heilbäder und jeweils ein Kneipp-Heilbad, Kneipp-Kurort und Mineralbad.



Stadt Plön

### Willkommen zum Patenschaftstreffen 1981!

Seit der Übernahme der Patenschaft Schillen im Jahre 1953 finden alle zwei Jahre die Patenschaftstreffen in Plön statt. Die Stadt Plön sieht es als ihre Aufgabe an, Ihnen als Gastgeber und Pate die Gelegenheit zur weiteren Verbindung untereinander zu geben und sie aufrechtzuerhalten. Wir sehen in dem Treffen aber auch die Möglichkeit, die Verbindung zwischen unseren Gästen und Plöner Bürgern zu fördern.

Wir freuen uns, daß am 12. und 13. September 1981 die Schiller-Gäste und Patenbürger wieder nach Plön kommen. Wir heißen Sie alle herzlich willkommen und wünschen Ihnen ein frohes Wiedersehen. Wir hoffen, daß Sie viele Gespräche mit Bekannten und Verwandten führen können und neue Freunde hinzugewinnen. Wir hoffen aber auch, daß Sie Zeit finden werden, sich in Plön umzusehen und zu erholen.

Volkers  
Bürgervorsteher

Hansen  
Bürgermeister

Heimatrundbriefe  
anderer ostpreußischer Kreisgemeinschaften

~~OSTPREUSSISCHE~~  
~~HEIMATBLÄTTER~~

Die Heimatbriefe

Herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Gollup e. V.

Preussisch Eylauer Kreisbl



Sensburger  
Heimatbrief



Heimatbote der  
Kreisgemeinschaft

Ostpreussischer Zeitung

Rund  
um die

Rastenburger

Lößener Heimatbrief  
HAGEN-LYCKER BRIEF

TILSITER  
RUNT'RIEF

Unser  
schönes

Stallupönen / Ebenrode

Samland

Land an der Memel

ORTELSBURG

Königsberger Bürgerbrief

NEIDENBURG  
HEIMATBLATT

Schloßberger  
Heimatbrief

Heimatblatt

des Kreises Heiligenbeil

Gumbinner Heimatbrief

## Unser Wappen „TILSIT-RAGNIT“

Ein Wappen für den Heimatkreis Tilsit-Ragnit wurde von Herrn Jürgens als Geschäftsführer der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit erstmals im Heimatrundbrief „Land an der Memel“ — Weihnachten 1978 — vorgestellt. Den dargestellten Wappenentwurf hatte unser verstorbener Landrat Dr. Fritz Brix erstellt; er enthielt als Hauptzeichen auf der linken Wappenseite das Stadtwappen Tilsit und darunter das Stadtwappen von Ragnit.

Diese Veröffentlichung erhob keinen Anspruch auf eine heraldische Vollständigkeit, sie löste aber Interesse und Engagement aus. Die Zweckmäßigkeit eines solchen Kreiswappens wurde mehrfach und wiederholt besonders von den Patenschaftsträgern angesprochen und danach gefragt.

So beschloß der Kreisausschuß am 24.2.1979, sich von einem zu bildenden Ausschuß beraten zu lassen und zudem einen Heraldiker zu Rate zu ziehen. Letzterer wurde in der Person von Dr. Reißmann, Schloß Gottorf, gefunden, der für alle kommunalen Wappenfragen im Lande Schleswig-Holstein zuständig ist und auf diesem Gebiet als Fachmann der Landesregierung gilt. Sowohl von Herrn Dr. Reißmann als auch besonders von den Herren Hans Georg Tautorat, Helmut Mauritz und Walter Broszeit kamen Entwürfe und weiterführende Anregungen für unser Kreiswappen.

In dieser Zusammenarbeit wurden das stilisierte Landratsamt oder die Silhouetten der Luisenbrücke und der Deutsch-Ordenskirche als Wappen-Nebenzeichen abgelehnt, weil sie heraldisch nicht vertretbar sind. Auch die älteste Darstellung der Ragniter Ordensburg wäre so nicht zu übernehmen gewesen. Die Burg im Stadtwappen von Tilsit ist ein anerkanntes heraldisches Zeichen; auch im Wappen von Ragnit sind Wehranlagen des Ordens heraldisch dargestellt. Aber schon im Grundsatz mußte von uns akzeptiert werden, daß nur wenige heraldische Zeichen im Wappen verwendet werden sollten, um das Wappen übersichtlich und bedeutungsvoll zu halten; die Farben sind begrenzt auf schwarz, rot, blau und grün.

Mehrheitlich kam es dann zu der Ansicht und Auffassung, daß die bestehenden Wappen von Tilsit und Ragnit in einer zugeordneten Verbundenheit auch unser Kreiswappen darstellen könnten und sollten. Die begründende Zeit des Deutschen Ritterordens ist in beiden Wappen dargestellt, und auch Preußen ist mit seinen Farben im Tilsiter Wappenschild und mit seinem Adler im Ragniter Wappen vertreten. Die blauen Wellenlinien symbolisieren den die Städte verbindenden Strom, der bis in unsere Tage so bedeutungsvoll für die Schifffahrt und die Wirtschaft, für die Zellstoffwerke und die Arbeitsplätze geblieben ist.



*Das künftige Doppelwappen TILSIT-RAGNIT.*

Wenn nun diese erneute Vorstellung eines Kreiswappens für die Öffentlichkeit unserer Landsleute im Heimatrundbrief „Land an der Memel“ zustimmend behandelt würde, sollte der Kreisausschuß die notwendigen Beschlüsse fassen.

Dann kann man „das Emblem unseres Heimatkreises“ in die Publikationen und heimatpolitischen Stellungnahmen unserer Gemeinschaft einfügen, die Hoheitsschilder der Rathäuser unserer Patenstädte und Gemeinden und des Kreises Plön werden dann auch unser Kreiswappen zeigen und so an unsere Heimat erinnern, die unter fremder Verwaltung steht.

Matthias Hofer, Kreisvertreter

## Wer kennt noch die Heimat,

die Städte, Dörfer, Straßen und Wege im ostpreußischen Grenzland der Memel?

Schließen wir für einen Augenblick die Augen.

Treten wir eine Reise an — eine Reise in die Vergangenheit. In eine Zeit, in der die Welt — unsere kleine Welt — noch in Ordnung war. Eine Zeit, die wenig mehr als vierzig Jahre zurückliegt. War es 1936, 1937 oder 1938? Sicher war es ein Tag, der uns mit Leben erfüllte. Und — es muß ein Sonntag gewesen sein. Ein Sonntag im Mai. Kein gewöhnlicher Sonntag. Ein Gottesdienst in der Ragniter Kirche war am Vormittag unser Ziel gewesen. Ein feierlicher Sonntag. Superintendent Garmeister hatte — wie so oft — seinen glanzvollen Auftritt gehabt, eine Predigt gehalten,

die auch junge Menschen zur Besinnlichkeit anregte. — Wir befanden uns auf dem Heimweg. Im leichten Zweispänner verließen wir die gepflasterte Innenstadt in Richtung Obereißeln, etwa eine halbe Wegstunde bei mäßiger Fahrweise. Der gut gefederte Stadtwagen ließ uns die Straßenunebenheiten nicht spüren. Außerhalb des Städtchens säumte ein Sommerweg rechts der Asphaltstraße den Heimweg, brachte das Gespann in eine schnellere Gangart. Der heimatliche Stall und das Kraftfutter zur Mittagszeit war den Warmblütern Anlaß genug. Dies war auch der Weg, den Natur- und Sportfreunde aus Tilsit und Ragnit am Sonntag wählten, wollten sie auf kürzestem Wege per Fahrrad oder im Auto ihr Ausflugsziel erreichen.

Wir passierten Tussainen, zur Linken vorbei am Herrensitz des Barons Sebastian von Sanden, dem weit ausladenden Park zur Straße hin. Dann in leichter Steigung am Bernsteinschen Sägewerk Karlsberg links der Straße und an der Gutsansiedlung Willi Loleit zur Rechten.

Von hier aus sah man voraus die ersten Häuser von Obereißeln. Einladend, wie es sich für ein Musterdorf gehörte, bot sich den Ankommenden Gelegenheit, im Krämerladen von Herrn Krämer eine Erfrischung mit auf den Weg zu nehmen. Wochentags versorgte er die Anwohner mit Zutaten des täglichen Bedarfs aus der Nahrungsmittelindustrie.

Dies war zugleich das erste Haus zur Rechten, auf dessen Ostseite, dorfeinwärts, sich die Postagentur befand. Postomnibusse verkehrten täglich in den Morgen-, Nachmittags- und Abendstunden auf der Route Schillehnen an der Memel — Ragnit und zurück. Hier hatten sie ihre Haltestelle.

Sonntagsausflügler fragten uns nach dem Weg, der zum Obereißler Garten führte. Denn nur dort herrschte ein reger Sonntagsbetrieb, der den Erholungsuchenden wie den Unternehmungslustigen gleichwohl vielfältige Möglichkeiten bescherte, Freizeit auf ihre Weise zu praktizieren. Rückblickend aber komme ich nicht vorbei an der Erinnerungsstätte, den Menschen, ihrer Geschäftigkeit, und an dem Weg, der täglich zur Post führte. Um von hier aus zum Obereißler Garten zu gelangen, mußte man ein Stück weiter fahren. Zur Linken schloß sich der Stellmacherbetrieb von Meister Albrecht an, der auch als passionierter Imker über die Grenzen des Ortes hinaus bekannt und beliebt war. Gleich dahinter befand sich die Schmiede von Meister Flach. Stellmacher und Hufbeschlagschmied gehörten früher zum Gottschalkschen Gutsbetrieb, dessen Hof- und Gebäudefläche rechts der Durchfahrtsstraße einen größeren Raum einnahm. Gegenüber, zwischen Schmiede und der alten Post, die jetzt einen Schuhmacher und seine Werkstatt beherbergt, führte eine befestigte Straße als Hohlweg hinauf zum Signalberg und hin-

unter zum Obereißler Garten. Doch vergessen wir nicht den Molereibetrieb von Max Hildebrandt, der seinen Standort auf halbem Wege zur Linken hatte und Verarbeitungsbetrieb für viele Erzeugerbetriebe des Amtsbezirks war.

Fahren wir den gleichen Weg zurück, betreten wir auf der Höhe des Signalberges jetzt zur Linken den ehrwürdigen Platz am Bismarckturm und die Gedenkstätte gefallener Kameraden und verdienter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Wir stehen vor der letzten Ruhestätte unseres früheren Landrats Dr. Penner. Wir ersteigen die Wendeltreppe zur Plattform des Bismarckturms und haben einen herrlichen Ausblick, auf das Hinterland, die Memelwiesen, die bewaldeten Höhen des Schreitlaugker Waldes und den Flußlauf der Memel, am Rombinus vorbei, bis nach Tilsit.

Doch unser heutiges Reiseziel ist ein landwirtschaftlicher Betrieb, der im Abbau der Gemarkung Obereißeln zu finden ist. Fast eine Idylle, die sich in ländlicher Abgeschlossenheit als eines der vier Güter Obereißelns darstellt. — Ausgangspunkt war die Poststation, die von Fräulein Stadthaus verwaltet wurde. Zwei beamtete Briefträger, Herr Hennig und Herr Subroweit, waren ihrer Agentur zugeteilt. Abgelegene Postempfänger wie wir, holten ihre Post selbst ab. Vom Treppenaufgang zum Postschalter hatte man einen weiten Blick nach Süden. Und von hier aus konnte man — über die Hahnischen Wiesen, des Besitzers des ehemals Gottschalkschen Gutes, hinweg — gerade diesen landwirtschaftlichen Betrieb erkennen, der im Volksmund zuweilen der „Kurze Busch“ genannt wurde.

Ein Wäldchen umschloß an der West- und Nordseite der Wirtschaftsgebäude schützend diesen großzügig angelegten Hof. Dazwischen ruhte ein Gewässer, an drei Stellen als Tränkeanlage für Vieh und Pferde ausgebaut, von Haus- und Wildenten wegen seiner fischreichen Gründe geschätzt und begehrt. Saftige Weidegärten schlossen sich wie ein grüner Gürtel um den Hof. Auf seiner Westseite hatte sich zu dieser Zeit eine Herde schwarz-weißen Tieflandrindes mit der Herdbuch-Nr. 1327 im Schatten einzelner Bäume wiederkäuend niedergelassen.

Aus dieser Perspektive jedoch weiter in das Innenleben des in sich abgeschlossenen „Kurzen Busches“ einzudringen, wäre schier unmöglich. Wie aber gelangte man nach dort? Quer durch die Weidegärten des Nachbarn führte kein Weg. Noch befinden wir uns vor dem Hause der Poststation, am westlichen Eingang des Dorfes. Man mußte also einen Umweg machen. Die mit Kopfsteinen gepflasterte Straße führte geradeaus rechts an der alten Post vorbei bis zu einer Wegegabelung, deren Wegweiser den Ortsunkundigen halblinks nach Untereißeln auf einer Kieschausee hinunter, an der benachbarten, rechts stehenden

Obereißler Windmühle, zu der dort stehenden Jugendherberge und der Untereißler Heide einwies. Geradeaus setzte sich die Straße, jetzt wieder mit einer Asphaltdecke versehen, in Richtung Lasdehnen — Schillehnen a. d. Memel der Geländeform anpassend, zunächst in leichtem Gefälle, fort. Doch nur nach wenigen hundert Metern, fast am Scheitelpunkt der Senke, hieß es für uns, rechts abzubiegen.

Dies war der Weg, der uns auf einer gut befahrbaren Kiesstraße — wieder ansteigend — an der Dorfschule und einer Ansiedlung kleinerer landwirtschaftlicher Betriebe, die einen Dorfanger mit Weiher umrahmten, vorüberführend, dem Zuhause innerer heimatlicher Verbundenheit näherbrachte. Einige kleinere, allein-stehende Höfe blieben links am Wege zurück. Dann führte ein Verbindungsweg in Windungen, dem Verlauf der Äcker und Grenzen angepaßt, rechts zum eigenständigen Standort unseres Zieles, zum „Kurzen Busch“. Etwa 250 m vor den Pforten des Hofes standen die Insthäuser, wie man sie damals nannte, an denen rechts vorbei der von Telegrafmasten gekennzeichnete Weg in eine mit Linden bestandene und befestigte Einfahrt mündete. Unser Gespann hielt vor der Freitreppe des zur Linken stehenden Wohnhauses. Die Bezeichnung „Herrenhaus“ war für uns schon damals nicht mehr zeitgemäß. Die Fahrt war zu Ende. Jetzt mußten zunächst die Tiere versorgt werden. Über den Freiplatz des Hofes sah man im Hintergrund das große Stallgebäude für Großvieh und Pferde, massiv erbaut und fortschrittlich ausgestattet, auf dessen zugewandter Giebelseite des Pferdetraktes die Buchstaben und Ziffern „A—K—1921“ prangten. Eine Erzählung nur, aber ein Stück ostpreußischer Geschichte. Ein Abschnitt heimatlicher Struktur. In der Erinnerung wachgeblieben.

Weiteren Erlebnissen aus der unvergessenen Heimat wende ich mich in der nächsten Ausgabe zu.

Gerhard Kurras

## Am Weiher

Einmal wird alles Vergangenheit sein.  
Da wird sich verlieren der Sonne Schein.  
Wo heute noch golden der Horizont  
wird stehn eine dunkle Wolkenfront.  
Sie wird uns trennen, diese Wand.  
Wir werden nicht fühlen des anderen Hand.  
Einmal sitzt einer von uns allein  
am Weiher und wird in Gedanken sein!

Hannelore Patzelt-Hennig

# Rautenberg

## Eine Dorfchronik

Im südlichsten Teil des Kreises Tilsit-Ragnit, unmittelbar am Kreise Schloßberg (Pillkallen) und im Norden durch den Oberlauf des Insterflusses begrenzt, lag das *Kirchdorf Rautenberg als Mittelpunkt für den Amtsbezirk, das Standesamt und Kirchspiel*. Nach Einverleibung der ehemals selbständigen Gemeinden Friedrichswalde, Antagminehlen und Kamanten zählte Rautenberg rund 500 Einwohner und der Amtsbezirk rund 2 000 Seelen. Verkehrsmäßig erschlossen war es durch die durchführende Hauptstraße Stallupönen (Ebenrode) - Schloßberg - Lengwethen - Schillen, bzw. bei Lengwethen abbiegend über Ragnit nach Tilsit, sowie durch ihren Hauptbahn-Anschluß Ebenrode-Tilsit. Im übrigen führten ausgebaute Straßen in den Kreis Schloßberg und über Lindentahl - Breitenstein nach Insterburg.

Über die Gründung des Dorfes, sowie über den Ablauf der Zeit bis zur Zwangsäumung im Oktober 1944 lagen bei den örtlichen Behörden keine und bei der Kirche nur geringe Aufzeichnungen vor. Es konnte daher über die Namensgebung auch keine Feststellung getroffen werden. Da Rautenberg völlig eben im Lande lag und sich auch kein Berg in der Nähe befand, ist anzunehmen, daß die Endung des Namens auf „*berg*“ nichts mit der örtlichen Lage zu tun hat. Glaubwürdiger erscheint es, daß *Rautenberg* der Familienname des Gründers gewesen ist und daß dieser seiner Zeit mit den Salzburgern einwanderte. Die bis in die Neuzeit im Bezirk Rautenberg anzutreffenden Namen Hammerschmidt, Forstreuter, Rohrmoser, Zogeiser und andere dürften erhärten, daß das ehemals litauische Gebiet von den Salzburgern besiedelt wurde und das diese dem Dorf den rein deutsch klingenden Namen gaben.

Die erste Kirche wurde im Jahre 1853 auf dem Gute Friedrichswalde (letzter Eigentümer Bader) erbaut, da der damalige Besitzer Grund und Boden und wohl auch ein Gebäude zur Verfügung stellte. Sie hat nicht lange gestanden. Dann wurde etwa 1860 die heutige Kirche auf den Grundmauern eines zum Gute Gr. Skaisgirren gehörigen Pferdestalles errichtet. Zum Kirchspiel Rautenberg gehörten die Ortschaften des Amtsbezirks und des Amtsbezirks Orupönen im Kreise Schloßberg. Der Kirchenbesuch war recht rege und es sei vermerkt, daß auf Wunsch einiger alter Eingesessenen im Jahre 1938 noch ein Gottesdienst in litauischer Sprache von Superintendent Garmeister/Ragnit gehalten wurde. Zur Kirche gehörte ein sehr geräumiges Pfarrhaus nebst Wirtschaftsbäude für das vorhandene Pfarrland.



Der Verfasser dieser Chronik  
Karl **Detlefsen**/Rautenberg,  
letzter Bürgermeister, Amts-  
vorsteher und Standesbeamter

Rautenberg und Umgebung waren rein landwirtschaftlicher Struktur. Einem schweren Lehmboden, der sich in allen Farben von graublau bis rötlichgelb präsentierte, mußten die Ernten im wahrsten Sinne des Wortes abgerungen werden. Groß- und Kleingrundbesitz haben sich hierin beispielhaft bewährt und durch schwere Arbeit und mit viel Erfahrung diesem „Schluff“ Weizen- und Kleeernten abgetrotzt, die ihnen Ehre machten. Der Bezirk Rautenberg war für seinen Großanbau in Kleesaaten bekannt und wurde auf der Station mancher Waggon in diesen Artikeln komplettiert. Wegen des schweren und oft auch nassen Bodens war die Grünlandwirtschaft rentabel, und so entstand auf dem Gute Gr. Skaisgirren einer der größten Weidebetriebe in der Provinz. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Rautenberg und Umgebung zum Warmblutzuchtgebiet gehörte und daß zur Zeit des Bedarfs manches Jungpferd als Remonte in die Hand des Staates ging. Auch die Rinderzucht war auf höchster Höhe und natürlich dem Herdbuch angeschlossen. An diesen beiden Erwerbs- und Erzeugerzweigen war der Klein- und Mittelbesitz maßgeblich beteiligt, und gerade der Kleinbesitz war Halter der edlen Stuten, deren Fohlen dann zumeist zur Aufzucht an die Großbetriebe abgegeben wurden. Über welch' Wissen und Erfahrung mußte also gerade der Kleinbauer in diesem Fach verfügen.

Der umfangreiche bäuerliche Besitz des Bezirks brachte es natürlich mit sich, daß sich das Kirchdorf auf Abnahme und Belieferung der Betriebe einstellte. So entstanden am Bahnhof umfangreiche Verladerampen (einschl. Kopframpe für größere Güter) und zwei größere Unternehmungen des Getreide-, Saaten- und Kunstdunghandels. Viehhandelsbetriebe machten auf, und

aus Privatbesitz übernommen, wurde eine Großmolkereigenossenschaft mit einer Spitzenverarbeitung in der Milchschwemme von 40 000 Liter täglich gegründet. Sie bewies unter anderem den Fortschritt, den der Landbesitz in der Milcherzeugung erlangt hatte. Natürlich war auch eine neuzeitliche Mahlmühle mit Motorenantrieb errichtet, und zur Befriedigung aller anderen Bedürfnisse sorgten 2 Schmiede, 2 Tischlereien, 2 Bäckereien, 2 Fleischereien, 1 Tankstelle und zwei leistungsfähige Gasthäuser mit Fremdenbetten und Handlungen in Kolonialwaren, Baumaterialien, Steinkohlen und Eisenteilen. Eine bestens eingerichtete und geleitete Werkstatt für Verkauf und Reparaturen landwirtschaftlicher Maschinen, eine Klempnerei und ein Uhrmacher beschlossen diesen Reigen, so daß das Dorf mit der Zeit als wohlgerüstet anzusprechen war. Um aber allen Betrieben den Geldverkehr zu erleichtern und im Interesse der Wirtschaft Spargelder einzusammeln, eröffnete die Kreissparkasse Tilsit in einem Neubau des Amtsvorstehers eine Nebenstelle, die wie die gesamte Wirtschaft in Rautenberg, schnell erblühte und einen ungeahnten Aufschwung nahm zur Zufriedenheit der Einwohner.

Eine mehrklassige Schule mit angeschlossener Berufsschule sorgte für eine gute Ausbildung der Kinder, ein doppelter Gendarmerieposten für Ruhe und Ordnung, die Feuerwehr in neuerbauter Spritzenhalle und mit Motorspritze und Schaumlöschgerät für schnelle Arbeit im Feuersfalle, eine Postagentur für Erfüllung ihrer Pflichten, ein Zahnarzt für die Zähne und eine Schwesternstation nebst zwei Hebammen für die Betreuung der Leidenden und Kranken. Im Amt waren die Bürgermeisterei, das Standesamt, das Schiedsmannsamt und die Rechnerei zusammengefaßt. Hier arbeitete der Amtsvorsteher mit 3 Gehilfen.

Einige Jahre vor dem Kriege wurden 12 Kleinsiedlungen auf Kirchenland erbaut und vornehmlich an kinderreiche Familien vergeben. Die weitere Errichtung von Siedlungen war von der Gemeinde beschlossen. Sie konnte infolge des Krieges jedoch nicht mehr ausgeführt werden.

Für Geselligkeit und Unterhaltung sorgten die freiwillige Feuerwehr, der landwirtschaftliche Frauenverein und andere Verbände, indem sie ihre jährlichen Stiftungsfeste im geräumigen Saal Neubacher mit Tombola (zugunsten der Schwesternstation) und ausgiebigem Verzehr an Alkohol feierten. Ein Reisekinobesitzer kam allwöchentlich ins Dorf und sorgte für Belehrung und Unterhaltung.

Interessant ist vielleicht noch, daß der Großvater von Agnes Miegel auf dem Friedhof in Gr. Skaisgirren bestattet wurde und daß das Grab bis zur Zwangsräumung erhalten war.

## Der Krieg!

Rautenberg ist von unmittelbaren Einwirkungen des Krieges ziemlich verschont geblieben, mit Ausnahme der Schäden, die zwei im letzten Kriegsjahr täglich erscheinende Tiefflieger verursachten. Diese beiden Maschinen flogen jeden Vormittag die Bahnstrecke Ebenrode-Naujeningken ab und beschossen den dann verkehrenden Güterzug mit stetem Erfolg, so daß Lokomotiv- und Personenschäden zu verzeichnen waren. Nach Erfüllung dieses Auftrages schossen sie mit Brandmunition in Scheunen der größeren Güter und zündeten je eine Scheune von Kamanten, Gut Kimschen und Gut Lesgewangen an. Im übrigen wurden die aus dem Kreis Pillkallen durchmarschierenden Riesenherden von Rindern aufs Korn genommen, so daß an einem Tage etwa 15 Tiere auf Rautenberger Feld liegen blieben, die in der in Rautenberg eingerichteten Freibank verwertet wurden. Ein einziges Mal fielen auf Rautenberg Bomben, die ein russischer Bomber bei einem Angriff auf Tilsit nicht losgeworden war und auf dem Heimflug unserem Dorf servierte. Das geschah nachts, und die Minen fielen in den Garten der Kirche, der Schule und in den Hof vom Gasthof Naujeck. Nur hier wurde Schaden angerichtet, der sich aber schnell reparieren ließ. Ein einzelner Tiefflieger griff unseren Tierarzt auf offener Straße an und verletzte ihn tödlich. Ebenso erging es einem Inspektor des Gutes Domäne Löbegallen (Schloßberg), der geschäftlich in Rautenberg weilte. Obgleich etwa in 15 Kilometer Luftlinie eine Stuka-Staffel lag und sich ein in Rautenberg ausgeladenes Lager an Brennstoff in der Schoreller Forst befand, erhielt die Staffel trotz dringender Bitten der Bevölkerung keine Starterlaubnis, um diese langsam fliegenden Tiefflieger der Russen zu bekämpfen.

Der Befehl zur Räumung unserer Ortschaft kam im Oktober 1944. Die Bevölkerung mit eigenen Fahrzeugen wurde unter Betreuung durch die Bauernschaft in zwei Trecks nach Bartenstein und Miswalde (Mohrunen) in Marsch gesetzt. Die übrige Zivilbevölkerung wurde verladen nach Miswalde. Hierbei hat sich der damalige Ortsgruppenleiter der NSV, Herr Meienreis, besonders eingesetzt und ausgezeichnet. Durch seine gute Verbindung zur Bundesbahn wurde ihm ein Zug mit 50 Waggons, darunter viele Leerwagen für Gepäck, zur Verfügung gestellt, der dann als letzter Zug für Zivilverkehr die Strecke passierte und nach einigen Zusammenstößen mit Tieffliegern unbeschädigt sein Ziel erreichte. Außer dem Fall Tierarzt sind mir keine Ausfälle an Menschenleben aus unserem Dorf bekannt geworden. In Miswalde konnten Herr Meienreis und ich unsere dort untergebrachte Bevölkerung noch mit Brennmaterial und Kartoffeln für den ganzen Winterbedarf versorgen. Durch den Durchbruch

der Russen von Allenstein nach Elbing wurde unsere Flucht allerdings dringlich, so daß jede weitere Betreuung mit dem 21. Januar 1945 aufhören mußte. Da gab es nur noch die Parole „rette sich wer kann“.

Einigen Vertrauensseligen und Unentwegten, die unter der Devise „die Russen sind auch Menschen“ freiwillig zurückblieben, soll es übel ergangen sein.

Karl Detlefsen



### **Herzlichsten Glückwunsch:**

Nachträglich sprechen wir unserer aus Ragnit stammenden Kreisältesten und ältesten Wahl-Lüneburgerin

**Frau Johanne Seeger,**

Yorckstraße 9 in 2120 Lüneburg, die allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche zu ihrem

### **103. Geburtstag**

am 1. Mai 1981 aus, den sie festlich im Kreise ihrer beiden Töchter und zahlreicher Ragniter Landsleute begehen konnte.

Wir wünschen der hochbetagten Jubilarin weiterhin alles Gute, verbunden mit den herzlichsten Grüßen.

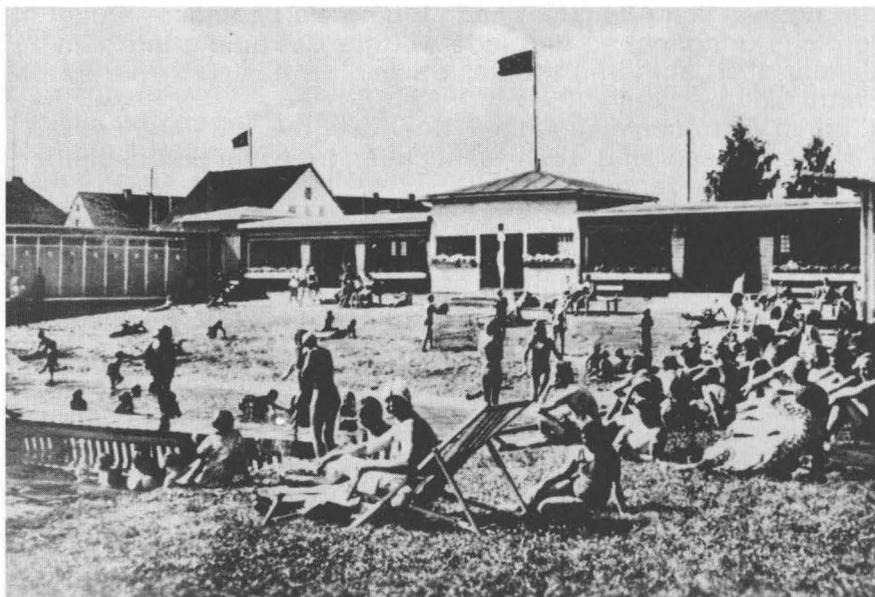
Namens des Kreisausschusses:

**Hofer/Bender/Jürgens/Dr. Burat/Sawetzki**

## **Ein Abstecher in die benachbarte Elchniederung**

### **Vom Katzenteich zur Badeanstalt!**

Der unscheinbare Kreisort des Kreises Elchniederung, Heinrichswalde/Ostpr., war in einigen Reiseführern als Gartenstadt geführt und auf dem besten Wege, sich zu einem Badeort zu entwickeln. Dieses große Ziel hatte sich der letzte Bürgermeister von Heinrichswalde, Carl-August Bethke, gesteckt. Leider konnte dieses Vorhaben durch den Krieg und die Vertreibung nicht mehr verwirklicht werden.



*Das Heinrichswalder Freibad*

Alle Heinrichswalder — und auch viele Bürger der umliegenden Gemeinden und aus Tilsit — kennen das schöne in der Feldstraße gelegene Freibad, dessen Wasser salzhaltig war und dem Heilkräfte gegen Rheuma und Ischias zugesagt wurden.

Um die Jahrhundertwende wurde in Heinrichswalde die Gasanstalt gebaut. Um genügend Kühlwasser zu haben, wurden Versuchsbohrungen durchgeführt. In einer Tiefe von etwa 100 m stieß man auf einen artesischen Brunnen. Mit großer Gewalt schoß das Wasser in die Höhe und drohte die tiefer gelegenen Teile des Ortes zu überschwemmen. Mit den vorhandenen Mitteln war es nicht möglich, das emporschießende Wasser abzdämmen. Fachkräften aus Königsberg, die eilig herbeigerufen wurden, — der Überlieferung nach Pioniere, — gelang es, den Überlauf zum Stillstand zu bringen. Die Gasanstalt wurde gebaut und das Kühlwasser aus diesem Brunnen bezogen. Trotzdem hatte der Brunnen einen Überlauf von ca. 300 cbm täglich. Dieses Wasser wurde in einen kleinen in unmittelbarer Nähe der Gasanstalt gelegenen Teich geleitet und von dort über einen Vorflutgraben in den Kanal gepumpt. Dieser Teich war in Heinrichswalde allgemein als „Katzenteich“ bekannt, wurden in ihm junge Katzen ertränkt.

Jahrzehntelang lief das Wasser ab, ohne genutzt zu werden. Untersuchungen ergaben, daß das Wasser salzhaltig war und Heilkräfte besaß. Das wiederum ließ unserem Bürgermeister keine Ruhe, er hätte gerne eine Badeanstalt gehabt, aber woher nehmen, das Geld war knapp und die Gemeinde klein.

Heinrichswalde brauchte dringend einen Sportplatz. Als Sportplatz diente der Schulhof der Volksschule, der den Anforderungen des modernen Sports in keiner Weise gewachsen war. Zur Förderung des Sportes und im Zuge der Arbeitsbeschaffung wurden erhebliche staatliche Mittel zur Verfügung gestellt. Vom Adeberg'schen Grundstück wurde unmittelbar am Schulhof Land gekauft. Da das Gelände tief gelegen war, mußte es aufgeschüttet werden. Der Boden hierzu wurde rund um den Katzen- teich entnommen. Als der Sportplatz fertig war, war auch das Becken für die Badeanstalt ausgehoben. Mit verhältnismäßig geringen finanziellen Mitteln wurden die restlichen Arbeiten ausgeführt, Befestigung der Böschungen, Liegewiesen, Sprungturm, Umkleidekabinen. Heinrichswalde und sein Bürgermeister hatten nun ihr salz-schwefel-kohlensäures Sonnen-, Frei- und Liegebad.

Werner Weiß

## Vom Niederunger und vom Natanger

In alten Zeiten war einmal ein Niederunger, der hatte gehört, daß die stärksten Leute in ganz Ostpreußen die Natanger wären. Das ärgerte ihn; denn er war ein großer, forscher Kerl, der nicht einmal vorm Teufel Furcht hatte. Er dachte bei sich selbst: Du mußt dich auf die Strümpfe machen, nach Natangen gehen und sehen, ob das wahr ist!

Er packte sich die Lischke voll und marschierte los. Als er ein paar Tage gegangen war, kam er in einen großen dichten Wald, und weil es ihn hungerte, packte er die Lischke aus und fing an zu essen. Mit eins brummte etwas zwischen den Bäumen, und er guckte sich um.

Da stand ein großer, starker Bär hinter ihm. Und weil er solch ein Tier noch niemals gesehen hatte, dachte er: „Das ist sicher ein Natanger!“ und bot ihm die Zeit. Jedoch der Bär brummte nur und glupte ihn an.

„Ich kann nicht verstehen, was du sagst“, rief der Niederunger, „du sprichst wohl natangisch! Aber weißt du was, Bruder, komm, wir wollen rangen (ringen)!“

Der Bär brummte wieder und stellte sich auf die Hinterbeine. Der Niederunger packte ihn, und nun ging das Rangen los. Bald lag der Bär unten und bald der Mann. Allein der Bär verstand den

Spaß nicht richtig und fing an zu beißen und zu kratzen. Da wurde der Niederunger ärgerlich.

„Du, Natanger“, sagte er, „laß das Daumchenkneifen sein!“ Aber der Bär verstand ihn nicht.

„Mensch“, rief der Niederunger, „nun sage ich dir das zum letztenmal, mach mir keine Faxen!“ Und als das nichts half, grabbelte er sein Messer vor und schlitzte dem Bären den Bauch auf. Der fiel auf die Nase und war tot.

Da dachte der Niederunger: „Was habe ich bloß getan! Nun habe ich einen Natanger totgepickt!“ Und als er aus dem Walde herauskam, ging er zum Amt und verklagte sich selber.

Der Amtmann nahm ihn fest und ließ ihm die Hände zusammenschließen. Er mußte vorangehen und die Stelle zeigen, an der er den Natanger umgebracht hatte. Als sie aber in den Wald kamen, lag dort kein toter Mensch. Da lag vielmehr ein großer Bär, der ausgejapst hatte.

Nun ließen sie den Niederunger sofort los und sagten zu ihm: „Das ist kein Natanger, das ist ein Bär. Und du bist ein Mordskerl!“

Nun wurde der Niederunger, der so lange ganz bedrippt ausgelesen hatte, wieder so lustig wie eine Laus im Schorf. Er ging von einem Dorf zum andern, und überall mußten die Natanger mit ihm rangen. Aber er schmiß sie alle, daß es nur so bullerte. Als er nach Hause kam, sagte er: „Nun, was habe ich gesagt? Wir Niederunger sind doch stärker als die Natanger!“

Ostpreußische Sage

## Hausfrau und Mutter — ist denn das nichts mehr wert?

Eine Lobeshymne auf die Frau ohne Beruf

„Ohne Beruf“, so steht es im Paß.

Mir wurden fast die Augen naß.

„Ohne Beruf“ war da zu lesen.

Dabei ist sie das nützlichste Wesen.

Nur für die anderen zu sinnen und sorgen  
ist ihr Beruf. Vom frühen Morgen  
bis spät in die Nacht.

Nur auf anderer Wohl bedacht.

Gattin, Mutter, Hausfrau sein,  
schließt das nicht einen Beruf mit ein?

Als Köchin von allen Lieblingsspeisen,  
als Packer, wenn es geht auf Reisen,  
als Doktor, wenn ein Dorn zersplittert,  
als Schiedsmann beim Kämpfen, erbost und erbittert,

Färber von alten Mänteln und Röcken,  
Finanzmann, wenn sich der Beutel soll strecken,  
als Lexikon, das alles soll wissen,  
als Flickfrau, wenn Strümpfe und Wäsche zerrissen,  
als Märchenerzähler ohne Ermüden,  
als Hüterin für des Hauses Frieden,  
als Pupp doktor, als Dekorateur,  
als Gärtner, Konditor oder Friseur.  
Unzählige Berufe noch könnte ich sagen,  
doch soll ich den Drucker länger plagen?  
Von Frauen, die Gott zum Segen erschuf,  
spricht die Welt als „ohne Beruf“!

Andrea Gottwald

## Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szeszuppe)

Christoph I, die letzte Bastion  
(Fortsetzung aus Nr. 27, Seite 26—30)

Unter dem Deckmantel einer Druschkolonne und in abgetragene-m Zivillurkunde wurde das ganze Südufer der Memel von Hartigsberg über Trappen, Memelwalde, Friedenswalde bis Waldheide erkundet, um sich für die große vaterländische Aufgabe vorzubereiten. Die Tagesmahlzeiten wurden den ganzen Herbst über bis Weihnachten und Neujahr in den verlassenen Gehöften in Trappen zubereitet und eingenommen. Die Kartoffelkeller waren ja gefüllt, Schweine, Kälber und Geflügel hielten sich in den eigenen Höfen auf, wo sie noch genug Nahrung hatten. So konnte sich die Besatzung von Christoph I nach Belieben gut bedienen und sparte noch dazu die Bunkervorräte. Wenn die einstweilige Frontruhe auch recht angenehm erschien, sah Landsmann Endrus mit seinen Mannen in jeder Nacht ein Stück mehr seines Heimatdorfes und der Nachbardörfer in Schutt und Asche sinken.

Am Tage ausgemachte Ziele nahm die russische Artillerie nachts unter Beschuß und nicht selten wurden die Ziele auch getroffen. Während die deutsche Luftwaffe hier überhaupt nicht mehr auftrat, war die russische Luftwaffe Tag und Nacht präsent und nahm alle verdächtigen Bewegungen oder auch sonst vermeintlichen Ziele unter Beschuß oder belegte diese mit ihrem Bombensegen. Daß dabei nicht nur einzelne Häuser, sondern auch ganze Höfe dem Erdboden gleich gemacht wurden, lag im Interesse des Gegners. Damit sollten die Unterkünfte der deutschen Truppen zerstört und die Bewegungen behindert werden. In einer einzigen Herbstnacht wurden von der Bunkergrup-

pe im Kirchspielsbereich von Trappen 11 Brände gezählt. Es war nicht ratsam, in solchen Häusern zu übernachten, in denen am Tage der Schornstein geraucht hatte.

Die Besatzung von Christoph I war davon nicht betroffen, denn sie war nachts meist als Beobachter unterwegs oder schlief im sicheren Bunker. Die durchziehenden deutschen Gruppen konnten meist rechtzeitig vor diesen Feuerüberfällen gewarnt werden.

In diesen Monaten gab es keinerlei echte Aufgaben für diese Geheimtruppe, und so beschränkten sich die Meldungen an die Zentrale nur auf die ständig anhaltenden Störungen. So kam der Winter ins Land und stellte mit eintretendem Schneefall auch die Besatzung von Christoph I vor ein noch unbekanntes Problem. Bei jedem Schneefall bestand die Gefahr, die Bunkerlage oder gar den Haupteingang durch Spuren zu verraten. Es mußten erst die Gestelle um den Bunker mit vielen Spuren begangen werden, dann vermehrt Spuren um den Bunker herum gelegt werden, und nur eine Spur, in die alle zu treten hatten, durfte zum Haupteingang des Bunkers und daran vorbei führen, von der aus der Bunker betreten werden mußte. Das war eine so anstrengende Aktion, daß die Mannschaft danach unbedingt einige Stunden Ruhe brauchte und an jedem Morgen froh war, daß es nicht von neuem geschneit hatte. Weihnachten 1944 und Neujahr 1945 wurden im Bunker begangen, und die ganze Besatzung einschließlich Kommandant hatten aufgrund der Radionachrichten mehr Anlaß zur Sorge als zu ausgesprochener Freude. Die deutschen Truppen hatten diesen Bereich bereits geräumt, um nicht auch hier abgeschnitten zu werden.

Am 13. Januar 1945 überschritten die russischen Streitkräfte im Raum Hartigsberg bis Waldheide kampflos die zugefrorene Memel und besetzten die Walddörfer südlich der Memel. Alleinstehende Häuser und Gehöfte außerhalb der Ortskerne wurden, soweit sie nicht schon zusammengeschossen waren, durch Brand oder Sprengung beseitigt. Diese Maßnahmen sind offenbar aus dem übersteigerten Angstgefühl zur eigenen Sicherheit getroffen worden, und es war daraus zu folgern, daß diese Truppen hier als Besatzung und zur Sicherung dieses Gebiets verbleiben würden.

Da nun der eigentliche Auftrag der Bunkerbesatzung überhaupt erst beginnen sollte, gab es jetzt jedoch fast noch weniger als vorher zu berichten, weil nennenswerte Truppenbewegungen gar nicht stattfanden und die Anfragen der Zentrale per Funk auch nur noch selten und sehr kurz gestellt wurden. Die Vermutungen der Bunkerbesatzung wurden bald bestätigt, da Bewegungen kleinerer Gruppen nach Westen und Südwesten nur der

Erkundung der Umgebung dienten, denn diese Gruppen kehrten noch am gleichen Tage oder am nächsten Tag wieder zurück. In der zweiten Hälfte Januar und im Februar machte unser ostpreußischer Winter sich wiederum recht nachhaltig bemerkbar und die schon geübte Spurenlegung mußte nun des öfteren praktiziert werden. Gleichzeitig aber wurde beobachtet, daß auch die russischen Besatzungskräfte eine merkwürdige Aktivität entwickelten, um anscheinend nun auch die nähere Umgebung zu erkunden. Äußerste Vorsicht war jetzt geboten, denn auch die geringste Spur einer möglichen Entdeckung mußte vermieden werden. Eine warme Speisezubereitung mit einem Spirituskocher im Bunker konnte nur vorgenommen werden, wenn draußen ein Posten die Umgebung und die versteckten Entlüftungsrohre beobachtete. Auch die Notausgänge mußten jeden Tag gängig gehalten werden, was ebenfalls nicht einfach war. Trotz aller Vorkehrungen waren Überraschungen nicht ausgeschlossen. Deshalb wurden die Ausgänge immer von zwei Mann mit schußbereiten Waffen geöffnet. Nach längerer Pause ohne Neuschnee, im Februar 45, war die Umgebung des Bunkers mit einem Verwirr an Spuren im Altschnee angehäuft, daß kaum zu erkennen war, woher die Spuren kamen und wohin sie führten. Doch waren diese Spuren nicht so unbeachtet geblieben, wie die Bunkerbesatzung vermutete. Eines Vormittags öffneten zwei Mann den Haupteingang des Bunkers und es erstarrte ihnen vor Schreck fast das Blut in den Adern. Keine zehn Schritte von diesem Eingang standen abgewendet drei russische Soldaten, bewaffnet, in einem sehr angeregten Gespräch. So leise der Ausgang geöffnet worden war, wurde er sofort bis auf einen Spalt von einigen Millimetern geschlossen. Während der eine Mann die Russen im Auge behielt, alarmierte der zweite Mann die ganze Besatzung. Nach etwa acht Minuten, die der Bunkerbesatzung länger als eine Stunde vorkamen, zogen die drei Russen ohne sich zum Bunkerausgang gewendet zu haben ab. Anscheinend hatten diese drei Russen trotz der Nähe diesen Bunkerzugang wohl wegen des Spurengewirrs nicht ausgemacht. Niemand konnte froher sein als die Bunkerbesatzung, daß es nicht zu einer offenen Begegnung gekommen war, denn eine solche mußte zwangsläufig für eine der beiden Parteien tödlich sein. Die Bunkerbesatzung hätte im Falle der Entdeckung die Zugänge sofort schließen können, was jedoch in wenigen Stunden die Aushebung oder Sprengung des Bunkers und auf alle Fälle den Tod der ganzen Besatzung zur Folge gehabt hätte. Die Überwältigung der drei Russen wäre die andere Möglichkeit einer Lösung gewesen, da die Bunkerbesatzung in der Überzahl war und auch den Vorteil der Überraschung gehabt hätte. Ein Vertrauen darauf, daß die Entdecker dieses Geheimnis für sich behalten

und es nicht ihrer Dienststelle melden, wäre ebenfalls ein tödliches Risiko gewesen, weil keine Sicherheit bestanden hätte, inwieweit die drei Entdecker nach ihrer Rückkehr überhaupt einander vertrauen konnten. Die drei Russen mit ihrem Geheimnis laufen lassen und dann den Bunker sofort verlassen, Mitte Februar bei Frost und Schnee und mit wenig Lebensmittel, hätte auch nur eine kurze Zeit das Überleben ermöglicht. Die Besetzung war daher erleichtert, nicht auch noch vor diese Probleme gestellt worden zu sein. Absolute Sicherheit, daß der Stützpunkt nicht entdeckt war, bestand trotz des ganzen Ablaufs nicht. Deshalb verließ die ganze Mannschaft mit Verpflegung versehen für einige Tage diese Unterkunft und hielt sich im Freien auf. Der Bunker wurde aus sicherem Versteck ständig beobachtet, ob sich etwa weitere Russen in der Nähe des Bunkers sehen ließen. In diesen Tagen kam der durchnäßten und durchgefrorenen Bunkerbesatzung die Natur zur Hilfe. Der Frost ließ nach, Tauwetter und Regen setzten ein und der verräterische Schnee schmolz dahin. Die Besatzung bezog wieder ihre Unterkunft und brauchte mehrere Tage, um sich von dem anstrengenden Aufenthalt im Freien zu erholen. Einige Tage stand ständig ein Posten, um bei irgendwelchen verdächtigen Wahrnehmungen zu warnen. Schon nach kurzer Zeit konnte auch diese Beschwernis eingestellt werden, weil der Schnee völlig abgeschmolzen war und kein Neuschnee fiel.

Die nächsten Wochen gingen ohne besondere Ereignisse dahin, die Tage wurden länger, die Sonne schien schon recht behaglich und es ging dem Frühling zu. Das sprießende Grün war sowohl für die Unterkunft als auch für die Bewegungen des Spähtrupps eine weitere Tarnhilfe. Aus den Radio-Nachrichten, auch sogenannten Feindnachrichten, war zu entnehmen, daß der Krieg mit der totalen Niederlage Deutschlands enden werde. Diese Erkenntnis wurde noch dadurch bestärkt, daß die Funkmeldungen von Christoph I nicht mehr bestätigt wurden und auch keinerlei Anweisungen mehr eintrafen. Das sehr schöne Frühjahr 1945 ließ trotz aller Pracht der heimatlichen Natur bei dem verlorenen Haufen von Christoph I keine rechte Freude und noch weniger Zuversicht aufkommen. Niedergeschlagen und ratlos nahmen Kommandant Endrus und seine Mannschaft am 8. Mai die Nachricht über die Beendigung des 2. Weltkrieges und die Besetzung ganz Deutschlands auf. Der Zweck der geheimen Anlage Christoph I und der Auftrag seiner Besatzung war beendet, ohne daß die von den Organisatoren vermuteten Erwartungen auch nur im geringsten hätten erfüllt werden können. Papa Endrus, so nannte ihn seine treue Mannschaft, stellte allen seinen Männern frei, sich mit Lebensmitteln einzudecken und die Gruppe nach eigenem Gutdünken zu verlassen. Die Ka-

meradschaft in diesem kleinen Kreis war inzwischen so ausgeprägt, daß nur gemeinsame Entscheidungen Zustimmung fanden. Mit täglichen Diskussionen über die Auflösung des verlorenen Postens gingen die Wochen bis in den Juni dahin. Damit war aber auch die Zeit gekommen, in der günstigsten Jahreszeit die Wege in die an leichte Hoffnungen geknüpften Freiheit anzutreten. Kommandant Endrus wollte einen seiner Leute in seinen Heimatort mitnehmen, doch dafür konnte sich keiner entscheiden. Die Mannschaft entschied sich dafür, daß sie zu zweit sich auf den Weg in ihre baltischen Heimatorte machen wollen, wobei nachts marschiert und tagsüber geschlafen werden sollte. So hofften sie, während der noch frischen Kriegswirren mit Unterstützung ihrer baltischen Landsleute ihre Angehörigen zu erreichen.

Am Abend des 10. Juni 1945 verließen der Kommandant und vier Mann seiner Besatzung in reichlich abgetragenen Zivil nach einer traurigen Verabschiedung die letzte deutsche Bastion „Christoph I“ und gingen einem ungewissen Schicksal entgegen. Jede dieser Zweiergruppen hatte sich eine Legende zu eigen gemacht für den Fall, daß sie von russischen Besatzungskräften unterwegs ergriffen werden und für den Heimatort selbst. Auch die mitgenommene Verpflegung durfte keine Anzeichen aufweisen, daß sie aus deutschen Wehrmachtsbeständen stamme. Zwei Tage später wollten die restlichen vier Mann diese geheime Anlage verlassen und alle Zugänge auf gute Tarnung überprüfen und auch die letzten Spuren verwischen.

Kommandant Endrus schlug die entgegengesetzte Richtung ein und betrat am nächsten Morgen aus dem schützenden Forst den Ort Hirschflur (Giewerlauken), wo er auf einen Bekannten stieß, der von der Flucht zurückgekehrt war. Dieser erkannte Endrus nicht und machte einen sehr erschrockenen Eindruck, weil das Gesicht von Endrus von einem prächtigen Vollbart umrahmt war, bis er sich zu erkennen gab und erklärte, daß er auch von der Flucht heimkehre. Bei diesem Bekannten orientierte er sich auch über das Verhalten der Besatzungsmacht. Nach eintägigem Aufenthalt in der neuen Freiheit machte er sich auf der Chaussee in Richtung Trappen (Trappönen) auf den Weg. Etwa in der Hälfte des Weges kam die erste Überraschung. Eine russische, motorisierte Militärstreife, die auch in Richtung Trappen fuhr, holte ihn ein, und nach kurzer, mühsamer Verständigung nahm sie ihn mit und lieferte ihn bei der Kommandantur seines Heimatortes ab. Nachdem er einigen zurückgekehrten Ortsbewohnern gegenübergestellt worden war, wurde er freigelassen. Einige Wochen in einem anderen verlassenen Grundstück, nicht im eigenen Hause, hatte er sich wieder einigermaßen eingelebt und glaubte, daß er nun das Größte überstanden hätte. Inzwi-

schen hatte es sich auch in der Umgebung herumgesprochen, daß Endrus auch von der Flucht heimgekehrt ist. Durch einen Landsmann aus einem Nachbarort wurde der Besatzungsmacht verraten, welche zivilen Ämter er bis Kriegsende innegehabt hatte. Darauf erfolgte sofort seine Verhaftung. Er wurde durch alle Nachbarorte geschleppt und den wenigen, zurückgekehrten Landsleuten gegenübergestellt, ob diese etwas Nachteiliges über ihn sagen könnten. Mehrfach wurde er an die Wand gestellt, um so irgendwelche Aussagen zu erreichen.

Das Zuchthaus in Insterburg war dann für drei Jahre die nächste Station für den Kommandanten von Christoph I. Wäre diese letzte Position von Endrus bekannt geworden, hätte er mit Sicherheit das Zuchthaus nicht mehr erreicht.

Während das weitere Schicksal der Kameraden aus dem baltischen Raum unbekannt geblieben ist, erreichte Endrus nach drei Jahren Zuchthaus, die er mit 60 Leidensgenossen überlebte, und einem halben Jahr im geschlossenen Lager die Bundesrepublik, wo er nur noch einen Teil seiner Familie, aber doch auch einige gute Freunde fand.

Trotz aller Enttäuschungen und leidvollen Erlebnisse hatte sich der Kommandant von „Christoph I“, der letzten Bastion in unserer Heimat, die unverbrüchliche Treue und Verbundenheit zur Heimat erhalten, bis die Fluten der Ostsee seine sterblichen Überreste aufnahmen.

Walter Broszeit

Hilfe für unsere Landsleute in Ostpreußen mit Ihrer Mithilfe durch die „Bruderhilfe Ostpreußen“!

Die Kontakte und die Vertrauensbasis, die durch die jahrzehntelange, segensreiche Tätigkeit der „Bruderhilfe Ostpreußen“ zu unseren heimatverbliebenen Landsleuten geschaffen wurden, sollen nicht abreißen zu einer Zeit, in der diese, ihrem Deutschtum treu gebliebenen Menschen, mehr denn je auf uns warten — auf uns, die wir vielleicht damals in dem Grauen der letzten Kriegstage nur eine Stunde vor ihnen die letzte herausfahrende Eisenbahn oder einen allerletzten Treckwagen erreichten.

Jahr um Jahr hoffen sie auf ihr Deutschland, in dem man frei leben und sich durch fleißige Arbeit eine Lebensgrundlage schaffen kann. Jahr um Jahr müssen sie als Fremde in ihrer fremd gewordenen Heimat unter fremdem, kommunistischem Regime oft in großer materieller und seelischer Not leben. Die dort Zurückgebliebenen werden immer einsamer, je mehr Deutsche die Heimat verlassen.

Viel Not hat die „Bruderhilfe Ostpreußen“ bisher gelindert, viel Freude und damit neue Kraft und Hoffnung hat sie geben können, aber viel bleibt noch zu tun. Packen wir es an und helfen wir alle mit!

Guterhaltene Sachspenden, Kleidung und Schuhe, vor allem für Kinder, Bücher unpolitischen Inhalts und natürlich Geldspenden — egal ob groß oder klein — (auf Wunsch gegen Spendenquittung) bitte an die **Bruderhilfe Ostpreußen**, Parkallee 86, 2 000 Hamburg 13, Postscheck-Konto Hamburg 75 57-203 oder Hamburgische Landesbank, Girozentrale, Kto.-Nr. 195 982.

## Ostdeutsche Heimat

Heil'ger Raum  
im fernen Osten,  
wo einst meine Wiege stand,  
all mein Sinnen, Sehnen,  
Lieben  
grüßt dich, treues Heimatland.

Deine Wälder hör' ich singen  
und das Rauschen  
deiner Seen,  
spür den Atem deiner Fluren  
still durch meine Tage geh'n.

Magst ob fremder Willkür  
Walten  
auch in Trümmer du vergeh'n,  
wenn auch tausend Wunden  
bluten,  
immer werd' ich zu dir steh'n.

Lieber Gott,  
im Himmel droben,  
hör' mein Bitten,  
hör' mein Fleh'n,  
laß mich meine liebe Heimat,  
meine Scholle wiederseh'n.

Heimat,  
tief in meinem Herzen  
stehst du über Raum  
und Zeit,  
und wie tausend Kerzen  
brennen  
wirst du bis in Ewigkeit.

Walter Grönick

### Eine Leserstimme, stellvertretend für viele:

„Land an der Memel“, ein schöner Zusammenhalt, dieser Heimatbrief! Zusammenhalt auch, weil der christliche Glaube, unaufdringlich, das Herz anspricht. Obwohl ich auch viel über Ostpreußen, speziell unsere nähere Heimat, las, lerne ich durch Ihren Heimatbrief jedesmal etwas dazu, diesmal z.B. über die „Eisernte in Ostpreußen“. Sehr harmonisch sind alle Beiträge aufeinander abgestimmt. Dabei der große Albert Schweitzer. Noch viel könnte ich über den Inhalt des Heimatbriefes schreiben, so auch über den Humor. Hab' ich gelacht über das „Frühlingsahnen“ (das Gedicht kannte ich auch noch nicht). Auch kommt der Bismarckturm wieder zu Ehren, mit ihm Herr Dr. Erwin Krause und der fleißige Herr Wörster. Ich danke Ihnen für diese schöne Weihnachtsausgabe! Gewiß werden Sie noch mehr Dankschreiben erhalten.

H. L. Norderstedt

---

Der

„Tilsiter Rundbrief“

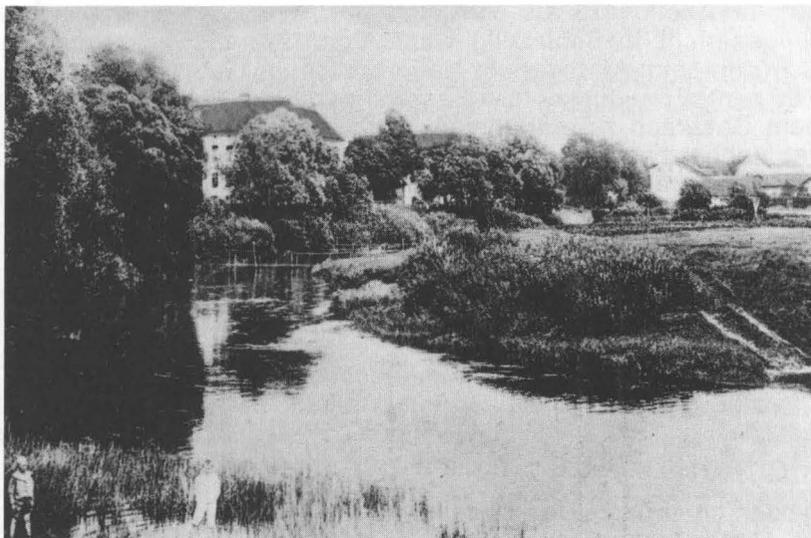
wird auf Spendenbasis von der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. herausgegeben. Interessenten können den Rundbrief unmittelbar vor der Geschäftsstelle der Stadtgemeinschaft Tilsit, Gaardener Straße 6 in Kiel — unter gleichzeitiger Angabe ihres letzten Heimatwohnortes —, anfordern.

## Reiseerlebnis

Fuhr einmal zusammen mit einem alten Herrn,  
Der hatte das Plaudern gar zu gern.  
Wir sprechen das, wir sprachen dies  
Und er freute sich, wenn ich die Gegend pries.  
Denn die Gegend war sein Heimatland  
Hat manchen Hügel davon gekannt.  
Und nicht nur Hügel, Berge kamen,  
Burgen mit lieben vertrauten Namen,  
Wie hat die Seele mir da gebrannt.  
Gott grüß Dich herrliches Thüringerland. —  
Doch g'rad wie so weit, so offen mein Herz,  
Traf unversehens mich ein Schmerz.  
„Ja“, sagte der Alte voll Heiterkeit,  
„Ihr Ostpreußen tut einem wirklich leid.  
Bei Euch legt Mutter Natur sich aufs Ohr,  
Nur Sand und Kiefer und Heide und Moor.  
Und ich glaube Ihr freut Euch noch zuletzt  
Wenn ein Wolf Euch mal in Atem setzt!“ —  
Ein Wort vor langen Jahren erdacht,  
Erst nahm ich's nicht ernst, hab' hell aufgelacht.  
„Die Wölfe sind uns knapp geworden,  
Alle drei Jahr' leihen wir uns einen vom Norden.“  
Doch der Alte, es mochte nicht Absicht sein,  
redete sich immer tiefer hinein.  
War dabei nie in Ostpreußen gewesen  
Hatte es irgendwo gehört oder gelesen.  
Trug meine Heimat zuletzt ein Kleid  
Armut verbrämt mit Lächerlichkeit. —  
Doch nun war das Maß der Geduld mir voll,  
Vor Liebe und Eifer das Herz mir schwoll.  
Ich fing an zu sprechen und gab nicht Ruh.  
Eine Träne im Aug' mir die blitzte dazu.  
Ich sprach vom Hirsch, vom Adlerhorst  
Eine Königin bist Du Romintener Forst.  
Hier sollt der Natur ein Stiefkind wohnen?  
Tragen Deine Eichen nicht alle Kronen?  
Hat Dein schimmernd Jagdkleid goldgestickt  
Nicht gar oft ein Kaisergang' entzückt? —  
Als drauf wir über ein Wasserlein fuhren,  
Und dann die blauen Seen in Masuren!  
Fern grüßten eines Schlosses Zinnen,  
Ich sah es nicht mehr, ich war in Cruttinnen.  
Auf lichtgrünen Wellen gleitet der Kahn  
Lichtgrüne Träume die Seele umpfahn,  
Unter rauschenden, lauschenden Zweigen,  
Wohnt das große, das heilige Schweigen.  
Und der Ort, da Du stehst ist heiliges Land. —  
Warnicken, Schwarzort, ich weilt' am Strand.  
In sommergoldnem Königskleid  
Stand hoch auf der Düne die Einsamkeit,  
Und drunten wogte, wogte das Meer.  
Da schloß ich die Augen, da sprach ich nicht mehr. —  
Nun stockte der Lauf  
Des eilenden Zuges. Wir schauten auf.  
Der Alte winkt freundlich mir ins Gesicht,

Einen Gruß Ihrer Heimat, ich dankte schlicht.  
Und reicht ihm noch sein Ränzel zu,  
Schuf' dann mich zurück zu sanfter Ruh.  
hat ein Schlummer mich bald überweht  
Und ein freundlicher Traum mir plattdötsch geredt'.

Frieda Jung



*Breitenstein: Partie an der Inster*

## Bundesverdienstkreuz für eine Ragniterin

Frau Lieselotte **Juckel** aus Neumünster, Carsten-Heeschen-Straße 13, wurde am 14.11.1980 von dem Sozialminister des Landes Schleswig-Holstein, Prof. Dr. Walter Braun, mit dem ihr vom Bundespräsidenten verliehenen Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

Lieselotte Juckel geb. Trutnau wurde 1919 in Ragnit geboren, hat dort die Schule besucht und war dann bei der Stadtverwaltung tätig, später wirkte sie im Landkreis als Lehrerin, bis sie dann nach ihrer Heirat im Jahre 1942 nach Tilsit verzog.

Aus der Zeitungsrubrik „Rund um Neumünster“ zitieren wir auszugsweise: „Frau Lieselotte Juckel ist Kreisvorsitzende des Deutschen Familienverbandes in Neumünster und hat sich in der Deutschen Gesellschaft für staatsbürgerliche Familienberatung seit mehr als zehn Jahren um die staatsbürgerliche Bildungsarbeit für Frauen bemüht. Zugleich ist Frau Juckel Vorsitzende des Frauenrates und Gründerin der „Aktion Frauen in Not“.

Von 1960 bis 1978 gehörte sie ununterbrochen der Ratsversammlung der Stadt Neumünster an. Weitere ehrenamtliche Tätigkeiten nimmt Frau Juckel seit zehn Jahren als stellvertretende Vorsitzende der Verbrauchergemeinschaft und Kassenprüferin der Verbraucherzentrale Schleswig-Holstein e.V. sowie als Vorsitzende des Festausschusses des Bürgervereins Neumünster und seit 1973 als ehrenamtliche Richterin beim Verwaltungsgericht in Schleswig wahr. Von 1971 bis 1979 war sie Schöffin beim Amtsgericht Neumünster.

Wie sieht Frau Juckel ihre Auszeichnung? Im Fleiß, so war aus dem Gespräch zu entnehmen, wurzelte der Erfolg. Aktivitäten versuchten zwar viele Menschen zu entwickeln, verriet sie, doch die Routinearbeiten, der Alltag, würden die meisten von ihnen zur Aufgabe zwingen. Lieselotte Juckel denkt nicht ans Aufgeben. Gestern war es zu spüren."

Aus diesem Anlaß gratulieren sowohl Kreisgemeinschaft, als auch die Ragniter nachträglich Frau Juckel zu dieser hohen, ehrenvollen Auszeichnung.

Dr. Fritz Burat  
Stadtvertreter für Ragnit

Matthias Hofer  
Kreisvertreter

## Heimatliches Schriftgut

### Neuerscheinung: „Das Kirchspiel Trappen“ (Trappönen a.d.M.)

Unter Hinweis auf unsere Vorabankündigungen in den Nummern 26 und 27 von „Land an der Memel“ teilen wir allen Interessenten nunmehr mit, daß diese von Landsmann Walter Broszeit erstellte Dokumentation nunmehr in Druck gegangen ist. Unter finanzieller Mitbeteiligung der Patengemeinde Schönberg wird diese Chronik im Subskriptionswege mit 20,— DM je Exemplar angeboten. Nach Ablauf der Frist für die Subskription — drei Monate nach Erscheinen — kostet die Chronik 25,— DM, um eine annähernde Kostendeckung zu erreichen. Die bei dem Autor bereits vorbestellten Exemplare werden selbstverständlich zum ermäßigten Preis (einschl. Porto und Verpackung) abgegeben. Weitere Vorbestellungen werden nunmehr **unmittelbar** durch unsere Geschäftsstelle in Lüneburg (Schillerstr. 8 I r.) entgegengenommen.

Voreinzahlungen für die Chronik „Das Kirchspiel Trappen“ können auf unser Spendensonderkonto Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg (BLZ 240 501 10) oder deren Postscheckkonto Hamburg Nr. 1735-203 geleistet werden. Die unverzügliche Auslieferung erfolgt in der Reihenfolge des Posteingangs; insoweit bitten wir um Ihr Verständnis.

Gert-Joachim Jürgens, Geschäftsführer

## Aus Restbeständen noch lieferbar:

### **Kirchspiel Sandkirchen (Wedereitischken)**

Von Walter Broszeit

Diese Chronik bieten wir Ihnen zum Preis von 18,— DM je Exemplar (einschl. Porto und Verpackung) an.

### **Ragnit im Wandel der Zeiten,**

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (13,50 DM einschl. Porto und Verpackung).

**Land an der Memel,** überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit — Nr. 23, 26 und 27 — *Kostenlos* (begrenzter Vorrat).

Lieferung erfolgt grundsätzlich erst nach Voreinsendung bzw. Überweisung des jeweiligen Kaufpreises. Nachnahmesendungen können wir wegen der mit dem Versand verbundenen Mehrkosten leider nicht ausführen.

Für Bestellungen und Nachbestellungen aller hier aufgeführten Kreisliteratur und der Postkartserie genügt die Einzahlung des angegebenen Preises auf das Konto der

Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit

Konto-Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg

unter Angabe des gewünschten Buchtitels.

## Erinnerungen an unser Kirchdorf Schillen

In einer Agrarprovinz wird naturgemäß die Entwicklung der Gesamtbevölkerung vornehmlich von der ländlichen Bevölkerung bestimmt. Die Bevölkerungsverhältnisse waren in unserem ostpr. Raum aus ihren landwirtschaftlichen Verhältnissen heraus zu verstehen, denn die gesamte ostpr. Bevölkerung, auch soweit sie nicht unmittelbar in der Landwirtschaft tätig war, hing von dieser ab; die städt. Bevölkerung nicht ausgenommen. Die Kleinstädte in unserer Provinz zeigten diesen Zusammenhang mit besonderer Deutlichkeit, aber auch die Mittelstädte waren nicht frei von dieser Bindung. Andererseits bildeten die Kenntnisse der natürlichen Grundlagen der ostpr. Landwirtschaft mit den umfangreichen Betriebs- und Besitzverhältnissen den Schlüssel für das Verständnis der Wirtschafts- und Bevölkerungsverhältnisse in den Landgemeinden überhaupt. Von 1 066 700 Beschäftigten waren allein 590 000 in der Land- und Forstwirtschaft tätig, nur 205 000 in Industrie und Handwerk und 130 000 in Handel und Verkehr. Aus diesem Zahlenspiegel ergibt

sich die besondere Situation und Bedeutung der ländlichen Gemeinden für die Struktur unserer Heimatprovinz.

Die ostpr. Bevölkerung wohnte vor 1939 in 7 085 Gemeinden. Diese verteilten sich neben der Provinzhauptstadt Königsberg auf 5 Mittelstädte (20 000—100 000 Einw.), 28 Kleinstädte (5 000—20 000 Einw.), 43 Landstädte (2 000—5 000 Einw.) und 7 008 Gemeinden und Gutsbezirke (unter 2 000 Einw.), zu denen auch unser Kirchdorf Schillen mit 1 377 Einwohnern gehörte, von dem nunmehr berichtet werden soll. Wir wollen Schillen stellvertretend für die vielen der 7 008 Gemeinden unter 2 000 Einwohnern in Ostpreußen ansehen, die in unserer früheren Volkswirtschaft im ländlichen Bereich ihren unbestrittenen bedeutsamen Platz hatten. Schillen war an der für den Nordosten Ostpreußens bedeutenden Bahnlinie Königsberg — Insterburg — Tilsit für den Verkehr, die Wirtschaft und zukünftige kommunale Entwicklung sehr günstig gelegen.

Schillen war mit 1 377 Einwohnern im Jahre 1931 neben der Stadt Ragnit die zweitgrößte Gemeinde des Landkreises Tilsit-Ragnit. Im Ortskern sah Schillen wie eine kleine Stadt aus. Geschlossene Häuserfronten aus ein- und zweistöckigen Gebäuden befanden sich zu beiden Seiten der Straßen. Das Geschäftsleben war aufgrund des weitreichenden ländlichen Einzugsgebietes lebhaft und rege. Hier gab es größere Geschäfte und Kaufläden aller Art, Banken, Ärzte, Apotheken, den Bahnhof, die Post, eine Maschinenfabrik, Ziegelei, Gastwirtschaften und Hotels. Neben den gepflasterten Straßen zogen sich sauber angelegte Bürgersteige hin. Das sehenswerteste Gebäude war die in der Nähe des großen roten Schulbaues an der Lengwether Chaussee auf einer kleinen Anhöhe stehende Kirche. Schillen war für die vielen kleineren umliegenden Dörfer nicht nur ein kommunalpolitischer Mittelpunkt, sondern auch ein Kirchdorf. Das Kirchspiel Schillen wurde 1628 gegründet. Die erste Kirche wurde 1629 aus Holz, die zweite 1639 in Fachwerk, die letzte aus Feldsteinen mit Ziegelanbau in den Jahre von 1699—1701 erbaut. Sie war 43 m lang, 18 m breit und 15 m hoch. Der achteckige Anbau war von der Familie Raabe aus Rablauken gestiftet und sollte für diese und ihre Nachkommen als Grabgewölbe dienen. Der Anbau bildete den Chor der Kirche mit angebauter Sakristei und die Taufkammer. Bei einem Orkan im Jahre 1818 stürzte der Turm der Kirche ein, fiel zu allem Unglück auf die Kirche und zerstörte diese teilweise. Der Wiederaufbau erfolgte 1819, der des Turmes 1827. Dieser war ein viereckiger Bau mit aufgesetzter achtseitiger Spitze, 34 m hoch. Die Straßenfront dieses schönen Gotteshauses hatte 5 große Rundbogenfenster. Über der Tür an der Vorhalle sah man einen aus Sandstein gehauenen Preußenadler mit Krone und der Inschrift:

„Preußens König Friedrich I. hat dies Gotteshaus gebaut.

Dieses ist sein erstes Haus, als man ihn den Ersten schauet.“

Blicke noch zu ergänzen, daß die das Gotteshaus umgebenden Bäume einen wirkungsvollen Hintergrund für das vor der Kirche befindliche Kriegerdenkmal, das zu den schönsten des Landkreises Tilsit-Ragnit zählte, bildete. Eine Steinmauer mit Bänken, Gedenktafeln und Inschrifttafel umschloß das aus einem Sandsteinobelisk bestehende Kriegerdenkmal mit den Worten:

„1914—1918 Unseren Helden zum ehrenden Gedächtnis.

Das Kirchspiel Schillen.“

Aus berufenem Munde ist sicherlich zu der Geschichte und Bedeutung des Kirchspiels Schillen noch mehr zu sagen. Aber folgendes ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Den Mittelpunkt der Salzburger Siedlung dürfte man im Kirchspiel Schillen zu suchen haben. Östlich von Schillen lag die Salzburger Kolonie Lengwethen. Die Kirche von Lengwethen ist auch von den Salzburger Siedlern erbaut worden. Schillen war in der Gemeindestruktur überwiegend von einer sehr ertragreichen Landwirtschaft geprägt und für viele kleine Dörfer wie z.B. Maßwillen, Ruddecken, Bruchdorf, Drosselbruch, Petersmoor, Mühlenhö, Duden und andere mehr der natürlich gewachsene Mittelpunkt dieser Landschaft. Darüber hinaus bestand von den nicht nur in unserem Kreisgebiet liegenden Landgemeinden immer ein unsichtbares Band zu der führenden Stadt des nordostpreußischen Raumes, der kreisfreien Stadt Tilsit. Ragnit als größte Stadt des Landkreises Tilsit-Ragnit war ebenfalls ein nicht zu unterschätzender Mittelpunkt dieses Bereiches. Beide Städte begründeten ihren Aufschwung nicht allein auf die industrielle Entwicklung, sondern dieser beruhte ebenso sehr auf die besondere Verflechtung mit der Landwirtschaft, mit dem Grund und Boden im gesamten Kreisgebiet. Diese Landverbundenheit war immer die Quelle, aus der die Städte neue Lebenskraft schöpften.

In unseren Gedanken, in unseren heimatlichen Erinnerungen waren wir wieder einmal zu Hause. Unvergessene schöne Heimat der dunklen Wälder und vieltausend Seen, die in alter Zeit mit ihren fleißigen, anspruchslosen und gastfreien Menschen, mit den abwechslungsreichen Landschaften von Hügeln, Tälern, Ebenen, Wäldern, Küsten und Seen ein Land war, das Frieden, Ruhe und Beschaulichkeit ausstrahlte und in dem übertriebene Zivilisationserscheinungen fehlten. Die Natur gab den Ton an und war bestimmend für viele Lebensformen.

Ich bin dem Vorschlag meines Schulkameraden Gert-Joachim Jürgens, einen Bericht über Schillen zu schreiben, aus Heimatliebe und alter Verbundenheit aber auch deshalb gerne nachgekommen, weil meine Großeltern mütterlicherseits in Jodszenen

(später in Schwarzerd umbenannt) in der Nähe von Schillen lebten und mir diese schöne, friedvolle Landschaft aus meiner Kinder- und Jugendzeit in guter Erinnerung ist. Schließen möchte ich meine Ausführungen mit dem Gedicht „Heimat“ von Felix Dahn:

Den Raum, wo du gewachsen bist, den halte hoch und wert:  
Dein Glück und dein Gedeihen ist nur an der Heimat Herd.

O Heil dem Mann, der wohnen kann, wo seine Wiege stand:  
Da sieht ihn alles freundlich an, was ihn als Kind gekannt.

Das Brünnelein und der Gartenzaun, der Nußbaum auf dem Plan  
mit treuen Augen auf ihn schau'n als alten Spielkumpan.

Hausgeister hüpfen rings um ihn, sein Schutzgeleit zu sein,  
Und jede Straße grüßet ihn, ihm redet jeder Stein.

Und wem die Welt in Herz gezielt, — Heil, wer nach Haus entrann:  
Die Scholle, drauf das Kind gespielt, sie heilt den wunden Mann.

Heinz Kebesch

## Wann? Veranstaltungsübersicht 1981

Wo?

Hauptkrestreffen der drei Tilsiter Heimatkreise am 14. Juni 1981 im „Curio-Haus“, Hamburg, vom Dammtorbahnhof in 3 Minuten Fußweg bequem zu erreichen. Beginn der offiziellen Feierstunde um 11 Uhr. Die Festrede hält der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Dr. Ottfried Hennig (MdB).

Wie?

Was?

Patenschaftstreffen der **Großlenkenauer** in der Patengemeinde Heikendorf vom 20. bis 21.6.1981, aus Anlaß der Einweihung des neuen Heikendorfer Rathauses. Empfang im Ratssaal des Rathauses am Sonnabend, dem 20. Juni um 19 Uhr. Quartierwünsche bitte rechtzeitig bei dem Gemeindebeauftragten Gustav Köppen, 2305 Neu-Heikendorf, Tel. (04 31) 24 17 26 anmelden.

Patenschaftstreffen der **Schillener** zum „Tag der Heimat“ in Plön, am 12. und 13. September 1981. Besondere Einladungen über Treffpunkt und Programm erhalten die Schillener noch gesondert von der Patenstadt Plön zugestellt.

Krestreffen der drei Tilsiter Heimatkreise am 26. und 27. September 1981 wiederum in Düsseldorf, Brauerei Ausschank Schlösser, Alte Stadt 5.

### **Kreisgruppen Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit und Elchniederung in Berlin:**

Sonntag, den 5. Juli 1981 — 16 Uhr Heimattreffen

Sonntag, den 2. August 1981 — Dampferfahrt  
(hierzu ergeht besondere Einladung)

Sonntag, den 13. September 1981 „Tag der Heimat“  
(in der Sporthalle in Charlottenburg)

Sonnabend, den 3. Oktober 1981 — Pommernball

Sonntag, den 4. Oktober 1981 — Erntedankfest  
Freitag, den 30. Oktober 1981 — Ostpreußenball  
Sonntag, den 1. November 1981 — 16 Uhr Heimattreffen  
Sonntag, den 13. Dezember 1981 — 15 Uhr Weihnachtsfeier  
Alle Veranstaltungen in Berlin finden in der Hochschulbrauerei,  
Amrunerstraße Ecke Seestraße, Berlin 65, statt.  
Nähere Einzelheiten über die jeweiligen Veranstaltungen erfahren Sie durch den Kreisbetreuer für Tilsit-Ragnit, Landsmann Emil Drockner, Waltherhöferstr. 35, 1000 Berlin 37, Tel. 8 15 45 64.

## Ostpreußische Liebe

Fritz Heisrath liebt Urbschats Marie,  
und sie mag keinen andern.  
Und sonntags sieht man öfter sie  
still durch die Felder wandern.  
Die Sonne scheint so warm und hell.  
Sie gehen ohne Worte.  
Fritz denkt bei sich: „So 'ne Marjell“.  
Marie summt leise frohgemut  
und sinnt beim stummen Schlendern:  
„Eck bin dem Lorbaß ja so gut . . . ,  
da kann man nuscht dran ändern.“  
Der Sommerwind streicht übers Land  
und kämmt die ersten Stoppel.  
Sie wandern schweigend Hand in Hand  
bis an die Pferdekoppel.  
Da legt der Fritze zaghaf-t-traut  
den Arm um sie verstohlen  
und räuspert sich, wobei er schaut  
verlegen auf die Fohlen,  
die voller Neugier sie umstehn  
und die Marie beknabbern:  
„Ach ja! De Peerdkes hebben's schee!  
De bruken nuscht to schabbern!“

H.-H. v. Ramin

---

---

 **Das Ostpreußenblatt**

Parkallee 84

Postfach 80 47

2000 Hamburg 13

Tel. (0 40) 44 65 41/42

Bestellung beim Kreisvertreter, aber auch bei jedem Postamt

Erscheint wöchentlich

Preis monatlich 5,80 DM (ab 1.7.1981 6,80 DM)

---

---

## **Reformation-Emigration**

**Protestanten in Salzburg, Ausstellung vom 21. Mai bis 26. Oktober 1981, Schloß Goldegg, Pongau, Land Salzburg**

### **Der Ausstellungsort Goldegg**

liegt 72 km südlich der Stadt Salzburg, 24 km von der Autobahnausfahrt Werfen, 4 km von der Schnellzugstation Schwarzack / St. Veit

### **Ausstellungsdauer:**

21. Mai bis 26. Oktober 1981. Geöffnet täglich von 9—17 Uhr.

### **Eintrittspreise:**

Einzelkarte 25,— S, Gruppenkarte (ab 20 Personen) pro Person 20,— S, Führungskarte 10,— S, Studenten, Senioren, Präsenzdienler 15,— S, Kinder unter 6 Jahren frei, Pauschalkarte für Schulklassen 100,— S.

### **Weitere Informationen**

durch das Organisationsbüro: Kulturabteilung im Amt der Salzburger Landesregierung, Sebastian-Stief-Gasse 2, A-5010 Salzburg, Postfach 527, Telefon (0 62 22) 4 15 61-22 82 oder 26 33 (Durchwahl). Während der Ausstellung ist im Schloß Goldegg ein ständiges Ausstellungsbüro eingerichtet, Telefon (0 64 15) 82 34.

## **Verschleppt — 3. Auflage —**

19 Frauen und Mädchen erzählen hier von Zwangsarbeit, Hunger, Seuchen und neuem Anfang. Pfarrer Werner Marienfeld, mit ihnen dorthin verschleppt, hat das alles in einem Buch zusammengefaßt. Dieses Buch ist hervorragend geeignet für die heutige Jugend, damit sie sich ein zutreffendes Bild von dem Schicksal ihrer Mütter und Väter machen kann. Preis 8,— DM zuzüglich 2,— DM Versandkosten je Bestellung.

Zu beziehen durch Pfarrer i.R. Werner Marienfeld, Steubenstraße 56, 5860 Iserlohn, die Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 2000 Hamburg 13, und den Verlag Gerhard Rautenberg, Postfach 1909, 2950 Leer

**Herausgeber:** Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V.

**Kreisvertreter:** Matthias Hofer, 2301 Mielkendorf über Kiel

**Schriftleitung:** Gert-Joachim Jürgens, 2120 Lüneburg, Schillerstraße 81r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind.

**Druck:** Hermann Sönksen, Druckerei und Verlag, 2320 Plön, Postfach 9

**Auflage:** z. Z. 4 500 Exemplare